

# Miszellen Tagungen Veranstaltungen

**Bis 2023 wird das Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge saniert, die Dauerausstellung völlig erneuert. Der Modernisierungsprozess wurde begleitet von der 4. Sächsischen Landesausstellung Industriekultur.**

## Das Museum

Die sächsischen Steinkohlevorkommen trugen maßgeblich dazu bei, die wirtschaftlich-industrielle Entwicklung des Freistaates Sachsen voranzutreiben und damit Grundlagen für gegenwärtige und künftige Entwicklungen zu legen. Der Rohstoff war ein wesentlicher Motor der Industrialisierung und befeuerte als „Brot der Industrie“ die Vorreiterrolle Sachsens in diesem Prozess. Davon zeugt am authentischen Ort das Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge als Museum des sächsischen Steinkohlenbergbaus. Der Montanzweig bildet das Bindeglied zwischen Silberbergbau und Urangewinnung in der 2019 zum UNESCO-Welterbe ernannten Montanregion Erzgebirge/Krušnohoří und ist für die Darstellung der über achthundertjährigen, ineinandergreifenden Entwicklung des Montanwesens im Erzgebirge unumgänglich. Das Museum befindet sich in den denkmalgeschützten Industriegebäuden des früheren Steinkohlenbergwerkes Kaiserin-Augusta-Schacht, die zwischen 1895 und 1935 errichtet wurden (Abb.1). Nach Schließung des Schachtes 1971 wurde ein Teil der übertägigen Grubengebäude für den Museumsbetrieb umgenutzt, die Eröffnung erfolgte 1986. Das Museum zählt heute zu den außergewöhnlichsten und bedeutendsten Zeugnissen der industriellen Vergangenheit Sachsens. Es verfügt über eine Sammlung mit verschiedenen Schwerpunkten unter



Abb. 1: Postkartenansicht des Kaiserin-Augusta-Schachtes um 1930 aus der Vogelperspektive. (© BBMOe)

anderem zur Bergbautechnik, bergbaulichen Kultur- und Alltagsgeschichte, Reviergeschichte, Geologie oder Umprofilierung und Bergbaunachsorge.

## Das Vorhaben

Nach mehr als 30 Jahren Museumsbetrieb wurde eine umfassende und doch sensible Sanierung und Modernisierung der denkmalgeschützten Industriegebäude dringend erforderlich, um diese langfristig und zukunftsgerichtet erhalten, betreiben und weiterentwickeln zu können. Auch eine völlige Erneuerung der ebenso langwährenden Dauerausstellung war überfällig. Mit einem Gesamtinvestitionsvolumen von mehr als 23 Mio. Euro wird das Modernisierungsvorhaben seit 2017 umgesetzt. Seit 2019 ist das Museum deshalb geschlossen. Die Wiedereröffnung ist für den Herbst 2023 geplant.

Wichtige Anliegen bei allen Maßnahmen sind Reversibilität, Erhalt historischer Substanz sowie Sichtbarlassen historischer Strukturen und Nutzungsspuren dieser markanten Arbeitsstätte. Nur so können die Anlagen langfristig in ihrer Authentizität bewahrt werden und Zeugnis von den Arbeitsprozessen im früheren Steinkohlenbergwerk geben. Zugleich können die Anlagen damit gute, anschauliche Grundlage für die Vermittlungsarbeit sein. Dieser Anspruch stellt für alle Beteiligten immer wieder Herausforderung und Spagat zugleich dar. Gilt es doch, einerseits dem Anliegen des Museums mit seinen Aufgaben des Sammelns, Bewahrens, Erforschens, Vermittelns und Ausstellens gerecht zu werden und sein Profil als authentischer Ort der Industriegeschichte zu stärken, an dem Altes bewahrt und erhalten wird. An-

dererseits ist es unumgänglich, ein modernes, zeitgemäßes und zukunftsorientiertes Museum zu schaffen, das unterschiedlichste Anforderungen und Erwartungen seiner Besuchenden und Nutzenden erfüllt und auch in Zukunft für nachfolgende Generationen ohne Bergbaubezug ein attraktiver Erlebnis-, Bildungs- und Begegnungsort sein kann. Schließlich müssen sich jedoch die geplanten Maßnahmen auch im zur Verfügung stehenden Kostenrahmen bewegen. Hier gilt es, beständig zwischen den unterschiedlichen Belangen und Anforderungen abzuwägen und einen Konsens zu finden. Grundlage, Orientierung und Leitlinie für all diese Prozesse ist das Museumskonzept. Es definiert in seinen Einzelkonzepten Anforderungen an die Maßnahmen und damit verbundene Zielstellungen. Auf dieser Grundlage lassen sich die Maßnahmen des Erneuerungsvorhabens des Bergbaumuseums in drei Schwerpunkte zusammenfassen: in die Erneuerung der Dauerausstellung, die Sanierung und Modernisierung der Museumsgebäude und die Verbesserung der Rahmenbedingungen für die museale Arbeit.

Das Erneuerungsprojekt kommt in gewisser Hinsicht einer Neuerfindung des Museums gleich. Seit mehreren Jahren wurden die einzelnen Arbeits- und Aufgabenbereiche des Museums neu gedacht, konzeptionell weiterentwickelt und inhaltlich zukunftsorientiert aufgestellt. Auf dieser Grundlage erfolgten die baulichen Planungen zur Sanierung. Alle daraus resultierenden Maßnahmen sind auf die langfristige museale Nutzung der historischen, denkmalgeschützten Industriebauten ausgerichtet. Dem neuen Museumskonzept folgende impulsgebende Grundsatzentschei-



Abb. 2: Zweikettenkratzförderer im Anschauungsbergwerk. (© Foto: P. Franke)



Abb. 3: Turmfördermaschine. (© P. Franke)

dungen wurden durch den Träger des Museums, den Erzgebirgskreis und seine Gremien wie Kreistag und Betriebsausschuss herbeigeführt. Ein Lenkungskreis, der sich aus Vertreterinnen und Vertretern des Kreistages und der Landkreisverwaltung zusammensetzt, begleitet die Museumserneuerung. Träger des Erneuerungsvorhabens und damit Bauherr ist der kul(T)our-Betrieb des Erzgebirgskreises, dem das Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge organisatorisch zugeordnet ist. Fachlich beratend und fördernd steht die Sächsische Landesstelle für Museumswesen zur Seite.

#### Erneuerung der Ausstellung

Die bis zur Schließung des Museums gezeigte Dauerausstellung wurde seit Eröffnung des Museums 1986 kaum verändert. Es erfolgten lediglich textliche und kleine inhaltliche Anpassungen. Wurde mit einer ersten Museumserweiterung im Jahr 2010 eine Abteilungsabteilung zur Geologie der Steinkohle mit Inszenierung eines Steinkohlenwaldes ergänzt, blieben die übrigen Abteilungen jedoch weiterhin unberührt. Höchste Zeit also, die über 30 Jahre alte Ausstellung grundlegend zu erneuern. Inzwischen fanden viele weitere Museumsobjekte Eingang in die Sammlungsbestände, neue Forschungsergebnisse zum sächsischen Steinkohlenbergbau wurden hervorgebracht. Didaktische Ansätze und Methoden haben sich völlig verändert. Ebenso hat sich das Rezeptionsverhalten der Museumsgäste seit Museumseröffnung völlig gewandelt. Ihre Erwartungen an eine zeitgemäße museale Präsentation konnten schon lange nicht mehr erfüllt werden. Diesen Paradigmenwech-

sel haben viele Museen im näheren und weiteren Umfeld des Bergbaumuseums in den zurückliegenden Jahren vollzogen und in diesem Kontext auch ihre Ausstellungen erneuert. Deshalb ist die Erwartungshaltung künftiger Besuchenden auch an das Bergbaumuseum als Haus von überregionaler Bedeutung hoch. Anschauungsbergwerk (Abb. 2) und eindrucksvolle, vorführbare Maschinen wie die liegende Zwilingsdampfördermaschine oder die elektrische Turmfördermaschine (Abb. 3) sowie die Authentizität des Ortes halfen dem Museum zusammen mit einem attraktiven Vermittlungs- und Veranstaltungsangebot über die Zeit.

Seit 2015 arbeitet das Museumsteam an einer Neukonzeption von Museum und Ausstellung mit allen damit verbundenen organisatorischen und baulichen Notwendigkeiten. Diese werden nun im Zuge des Sanierungsprojektes realisiert. Für die neue Dauerausstellung wird der inhaltliche Fokus neu ausgerichtet. Weg von einer rein technikhistorischen Befassung mit der Entwicklung des sächsischen Steinkohlenbergbaus wird die neue Ausstellung die – immer auf diesen sächsischen Montanzweig bezogene – Bandbreite der Ereignisse und Entwicklungen im Kontext der Bergbau-, Kultur-, Sozial-, Technik- und Wirtschaftsgeschichte beispielhaft widerspiegeln. In der künftigen Ausstellung werden mehr als 450 sorgfältig ausgewählte Exponate aus dem ca. 50.000 Objekte umfassenden Sammlungsbestand stellvertretend für Aspekte und Entwicklungen der Gewinnung, Verarbeitung und Verwendung von Steinkohle auf sächsischem Boden präsentiert. Diese werden um eine Vielzahl von Abbildungen, ebenso mit Zeitzeugeninterviews und Filmausschnit-

ten ergänzt. Unter den künftigen Exponaten werden teilweise noch nie gezeigte Stücke sein. Die Ausstellungsinhalte umfassen die Zeit vom 12. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Neue Forschungserkenntnisse werden eingearbeitet, viele Inhalte mussten und müssen noch völlig neu erschlossen werden, da diese bisher noch nicht Gegenstand wissenschaftlich fundierter Erforschung waren. Zeitgemäße didaktische Elemente wie Hands-on-Stationen, Medienstationen sowie eine moderne Gestaltung werden die neue Ausstellung kennzeichnen. Verschiedene Partner unterstützen das Vorhaben, darunter diverse Museen, das Sächsische Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie, das Sächsische Oberbergamt oder das Landesamt für Archäologie Sachsen.

#### Sicherung und Modernisierung der historischen Bausubstanz

Die historischen Schachtgebäude werden unter Beachtung denkmalpflegerischer Gesichtspunkte grundlegend saniert und auf den neuesten technischen Stand gebracht, damit sie aktuellen Anforderungen zum Beispiel hinsichtlich des Brandschutzes, der Statik oder energetischer Ansprüche genügen. Der markante und landschaftsprägende Förderturm, zugleich eines der Wahrzeichen sächsischer Industriekultur, stellt hierbei auf Grund seiner Komplexität, Konstruktionsweise und Höhe die größte Herausforderung dar. Errichtet wurde dieser Turm aus bereits bestehenden Gebäuden wie dem Schachthaus heraus in den Jahren 1922/23 (Abb. 4). Das ging einher mit umfassenden weiteren Maßnahmen der Rationalisierung und Modernisierung des Bergbaus im Lugau-Oels-



Abb. 4: Bau des Förderturmes des Kaiserin-Augusta-Schachtes 1923. (© BBMOe)

nitzer Steinkohlenrevier, der bereits 1869 abgeteufte Kaiserin-Augusta-Schacht wurde als zentrale Förderanlage umfassend modernisiert und ausgebaut. In diesem Zuge wurden weitere Gebäude wie die Umformerhalle, das Knappschaftshaus oder das Maschinenhaus errichtet bzw. erweitert und sind seitdem in ständiger Nutzung. Für die Umnutzung zum Museum erfolgten schließlich zwischen 1975 und 1983 Sanierungsarbeiten nach dem damaligen Stand der Technik. Seitdem nagte jedoch der Zahn der Zeit weiter an den Gebäuden und sämtliche Anforderungen an öffentlich frequentierte Einrichtungen haben sich völlig verändert.

Die vorgesehenen Sanierungsmaßnahmen sind nun also dringend erforderlich und unumgänglich. Beispielsweise ist an verschiedenen Stellen die Korrosion von Stahlbauteilen unterschiedlichster Güte (bedingt durch die zeitlich versetzte Errichtung der Gebäude) weit fortgeschritten, bei noch weiterer Ausbreitung wäre eine denkmalgerechte Sanierung kaum noch realisierbar und noch weniger finanzierbar. Weiterhin ist eine Erneuerung der Dächer erforderlich, Tragwerke müssen ertüchtigt, Trockenlegungsarbeiten am Mauerwerk vorgenommen werden. Die Anforderungen des Brandschutzes sind ebenfalls entscheidend für die geplanten Maßnahmen. Auf Grund des baulichen Zustandes sind hier umfassende Maßnahmen erforderlich. So ist der Förderturm derzeit für Besuchende nicht zugänglich, da er keinen Fluchtweg aufweist. Ehrgeiziges Vorhaben ist die Errichtung eines Fluchtturmes aus Glas und Stahl im Förderturm unter weitestgehendem Erhalt der historischen Bausubstanz (Abb. 5).

Auch die Haustechnik ist veraltet. Mehrfache Ausfälle der Heizungsanlage hatten nicht nur kalte Ausstellungsräume zur Folge, sondern waren insbesondere auch aus konservatorischer Sicht für die Museumssammlung problematisch. Für die veraltete Aufzugsanlage von der Hängebank in das Anschauungsbergwerk gibt es keine Ersatzteile mehr, nur durch die Findigkeit der Aufzugsmonteur und in enger Zusammenarbeit mit den Prüfbehörden konnte diese bis zuletzt in Betrieb gehalten werden. Das sind nur zwei Beispiele, die auf die Erfordernisse einer haustechnischen Modernisierung hinweisen und vielfältige Erneuerungen im Bereich der technischen Gebäudeausrüstung notwendig machen. Aber auch Anforderungen wie etwa zur Barrierefreiheit werden umgesetzt.

Mit all diesen Maßnahmen werden die als reine Industriegebäude errichteten Anlagen nun also für eine zukunftsgerichtete museale Nut-

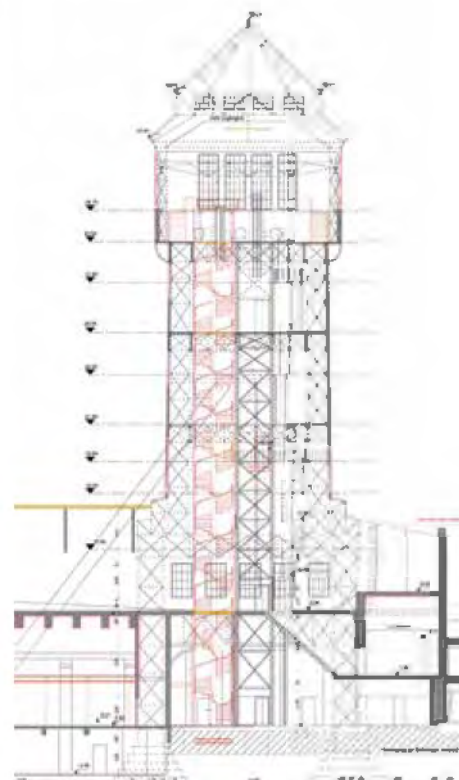


Abb. 5: Schematische Darstellung des zu errichtenden Fluchttreppenturmes im Förderturm. (© IPROconsult/KEM)

zung aufbereitet und damit langfristig bewahrt und gesichert.

#### Verbesserung der musealen Rahmenbedingungen

Dort, wo es entsprechend der musealen Neukonzeption erforderlich und für die Nutzenden des Museums notwendig ist, werden die alten Industriegebäude durch moderne Architektur ergänzt (Abb. 6). Diese Ergänzungen heben sich in ihrer Bauweise von den historischen Bauten ab, sind in einer abgestimmten Glas-Stahl-Betonkonstruktion klar als moderne Ergänzungen wahrnehmbar und führen in ihrer Farbigkeit doch wieder zum Rohstoff Steinkohle hin. Der

Abb. 6: Rückansicht Bergbaumuseum mit Ergänzungsbauten. (© Grafik: IPROconsult/KEM)





Abb. 7: Entwurfsansicht Bergbaumuseum mit neuem Eingangsbereich. (© Grafik: IPROconsult/KEM)

neue Eingangsbereich gibt der historischen Umformerhalle an ihrer Giebelwand in seiner vitrinenartigen Anmutung einen Rahmen und ermöglicht, diesen Bereich baulich unangetastet in seinem historischen Ursprungszustand zu belassen (Abb. 7).

Hinsichtlich der Einrichtung einer musealen Ausstellung und Erschließung der übertägigen Bergwerksanlage sind die gegebenen Raumstrukturen herausfordernd. Trotzdem folgt die Ausstellung dem Duktus der Industriearchitektur, um den Charakter des authentischen Ortes eines früheren Steinkohlenbergwerkes so weit wie möglich erhalten zu können. Dies wird jedoch nur durch angemessene, dezente und mit dem Denkmalschutz in Einklang stehende bauliche Anpassungen in der historischen Bausubstanz möglich. So werden unter anderem Kellerräume erschlossen, die zukünftig einerseits Ausstellungsbereiche beherbergen, andererseits aber auch als geologisches Schaudapot genutzt werden sollen. In die Turmstützen-Halle wird eine galerieartige Ebene zur besseren Erschließung der Ausstellung eingezogen. Alle Ebenen der Gebäude sind künftig durch ein neues zentrales Treppenhaus mit Aufzug barrierefrei erreichbar (Abb. 8).

Für das Depot des Museums, in dem die Sammlung untergebracht ist, sorgen verschiedene bauliche Maßnahmen ebenfalls für wesentliche Verbesserungen. Entsprechend der unterzubringenden Materialgruppen können nun die erforderlichen raumklimatischen und konservatorischen Bedingungen geschaffen werden. Auch die Möglichkeiten der Bearbeitung des Museumsgutes im Hinblick auf Inventarisierung, Konservierung oder Restaurierung



Abb. 8: Innenansicht des zentralen Treppenhauses. (© Grafik IPROconsult/KEM)

werden spürbar verbessert, ebenso werden die sicherheitstechnischen Aspekte umfassend erneuert.

Eine moderne Vermittlungsarbeit gehört heute zu den existenziellen Säulen eines Museums. Es werden wichtige Weichen für die Zukunft gestellt, denn die räumlichen Rahmenbedingungen werden umfassend ausgebaut. Erstmals gibt es ausschließlich für die Vermitt-

lungsarbeit zur Verfügung stehende Räume, in denen unter anderem eine Werkstatt zur Durchführung von Vermittlungsangeboten untergebracht ist. Genutzt wird dafür das einzige erhaltene Gebäude der mit Abteufen des Schachtes seit 1868 errichteten Baulichkeiten, das frühere Ventilatorenhaus. Auch im Sinne der Besucherfreundlichkeit, Servicequalität und Barrierefreiheit werden umfassende Verbesserungen er-



Abb. 9: Schauplatzausstellung KohleBoom mit Blick in den Ausstellungsbereich Bergbaugeschichte. (© G. Lorenz)

zielt. Das beginnt bei den Sanitäreinrichtungen, zieht sich über Aufenthaltsräume und umfasst ebenso Garderobe und Museumsshop. Zur Verbesserung der Familienfreundlichkeit, die bereits durch den Erlebnisspielplatz Zwergenschacht deutlich erhöht werden konnte, werden ebenfalls neue Möglichkeiten geschaffen.

Zur Erfüllung seiner vielschichtigen Aufgaben ist das Bergbaumuseum auch auf gute Bedingungen in der Abteilung Haustechnik angewiesen. Hier erfolgt neben umfangreichen Maßnahmen zur Pflege und Instandhaltung der baulichen Anlagen und des Museumsgeländes auch die Herstellung von Bauten für Sonderausstellungen oder die Pflege und Instandhaltung von Museumsgut und technischen Anlagen. Dafür wurde die bisher ungenutzte und für die Landesausstellung niedrigschwellig sanierte frühere Schachtschmiede aus dem Jahr 1898 ertüchtigt, die künftig wesentlich verbesserte Arbeitsbedingungen für die Museumwerkstatt ermöglicht.

### Landesausstellung

In die Baumaßnahmen eingebettet war die Teilnahme des Museums als Schauplatz Kohle an der 4. Sächsischen Landesausstellung 2020 „Boom. 500 Jahre Industriekultur in Sachsen“. Genutzt wurden Räume, die nicht oder erst zu einem späteren Zeitpunkt von den Sanierungsarbeiten betroffen waren (Abb. 9). Konzeptionell war die Exposition richtungsweisend für die neue Dauerausstellung, die ab 2023 zu einem Publikumsmagnet in der Montanregion Erzgebirge und darüber hinaus werden soll. Unter dem Motto „Kohle – Erbe – Wandel“ wurde die oft noch wenig bekannte Geschichte des säch-

sischen Steinkohlenbergbaus in neuem Licht präsentiert. Erstmals konnte ein umfassender Eindruck von der Komplexität des gesamten Steinkohlenbergbaus in Sachsen vermittelt werden, von seiner Bedeutung und von seinen Auswirkungen auf Mensch, Wirtschaft, Natur und Kultur. Der Rundgang setzte mit der Entstehung der Steinkohle vor 300 Millionen Jahren ein, stellte die vorindustrielle Zeit der Steinkohlengewinnung und -nutzung in Sachsen dar, führte durch die Blütezeit der sächsischen Kohlenreviere im 19. und 20. Jahrhundert und endete schließlich mit einer Betrachtung der heute noch andauernden Wandlungsprozesse nach dem Ende der Kohlenförderung sowie der Bergbaufolgen und Bergbaunachsorge. Eine Kurzführung durch das Anschauungsbergwerk oder die Vorführung Sachsens größter erhaltener Dampffördermaschine waren weitere Höhepunkte der Schauplatzausstellung Kohle-Boom. Während des Rundganges begegneten den Besuchenden immer wieder Zeitzeugen und Protagonisten, die den sächsischen Steinkohlenbergbau begleitet, beeinflusst oder geprägt haben. Darunter waren viele Bergleute, Unternehmerinnen und Unternehmer sowie politische Entscheidungsträger, aber auch bekannte Persönlichkeiten wie etwa Otto Lilienthal, Karl Marx oder Karl May. Mit der Schauplatzausstellung Kohle-Boom gewann das Museum wertvolle Erkenntnisse, die in die spätere neue Dauerausstellung einfließen werden. Ebenso entstanden viele nachhaltige Effekte für Bewahrung und Erforschung des Steinkohlenbergbaus in Sachsen.

Jan Färber, Oelsnitz/Erzgeb.

### Industrial Culture for Future (IC4 Future)

Tagung der Landschaftsverbände Westfalen-Lippe (LWL) & Rheinland (LVR) im LWL-Industriemuseum Zeche Zollern, Dortmund, & Digital vom 4.-5. November 2021

In den vergangenen zehn Jahren haben Themen wie Klimawandel, Diversität, Digitalisierung und Partizipation eine zunehmende gesellschaftliche Bedeutung erfahren und Fragen nach einem zukünftigen Zusammenleben aufgeworfen. Auch die Träger der nordrhein-westfälischen Industriemuseen, die Landschaftsverbände Westfalen-Lippe (LWL) und Rheinland (LVR), haben die Absicht formuliert, auf diese aktuellen Fragen in neuem Maße zu reagieren. Dieser ambitionierte Erneuerungsanspruch wurde bei einem politischen Eröffnungsabend am 4. November im LWL-Industriemuseum Zeche Zollern ausführlich vorgestellt. Zum Programm des dabei ins Leben gerufenen Festivals „Futur 21 – kunst industrie kultur“ zählte auch die am selben Ort stattfindende wissenschaftliche Tagung „Industrial Culture for Future (IC4 Future)“. Konzeptionell versuchte die Tagung dabei, durch einen interdisziplinären und transnationalen Ansatz unterschiedliche Perspektiven auf die Herausforderungen und Visionen der „Zukunft“ zusammenzubringen, die Impulse für eine neu gedachte Industriekultur geben sollen. Dementsprechend wurde in den Vorträgen und Diskussionen der vier Panels ein breites Spektrum an Forschungsergebnissen, Projekten und Kunstinstallationen zur „Zukunft“ der Industriekultur präsentiert. Nach einer kurzen Eröffnung durch die Museumsleitung Kirsten Baumann kam es durch Cornelia Bauer (Münster) und Thomas Schleper (Köln) zu einer Erläuterung der Hintergrundüberlegungen für das Festival Futur 21. Im anschließenden Talkformat der Kulturdezernentinnen von LVR und LWL unterstrichen Milena Karabaic (Köln) und Barbara Rüschoff-Parzinger (Münster) im Zwiegespräch den als notwendig verstandenen Prozess hin zur „Zukunftsfähigkeit“ der 16 Industriemuseen in NRW.

Das erste inhaltliche Panel der Tagung widmete sich der Frage „Was ist ‚die Zukunft‘?“. Dazu führte Frederic Hanusch (Gießen) in seinem einleitenden Kurzvortrag den auf Stephen Jay Gould zurückgehenden Begriff der „Tiefenzeit“ in die Diskussion ein. In seinem innovativen Ansatz kontrastierte er die vergangenen Milliarden Jahre der Erdgeschichte und die kurze Phase des industriellen Zeitalters mit seiner hohen Eingriffstiefe in das Erd-



Abb. 1: Thomas Schleper (LVR) führt in die Tagung Industrial Culture for Future ein. (© Foto: Karin Hessmann, LWL-Industriemuseum)



Abb. 2: Der künstlerische Leiter des Festivals Futur 21 Clemens Walter stellt die unterschiedlichen künstlerischen Arbeiten vor. (© Foto: Karin Hessmann, LWL-Industriemuseum)

system. Im abschließenden Teil führte er diese Überlegungen auf das Ruhrgebiet zurück, wo durch die Ewigkeitskosten des Bergbaus eine solche „tiefenzeitliche“ Aufgabe bestehen würde. Im Rahmen dessen könnten Industriemuseen als Vermittler von Tiefenzeit und Zukunft auftreten. Mischa Kuball (Köln) unterstrich in seinem Vortrag die Bedeutung von Mitsprache in der Gestaltung von „Zukunft“ und plädierte für die Einbeziehung möglichst breiter Gesellschaftsschichten. Insbesondere die Perspektive von marginalisierten Gruppen und beeinträchtigten Menschen sind für

ihn von hoher Wichtigkeit. Dabei bezog er sich auch auf die für Museen drängende Frage, wie Menschen zu erreichen sind, die aktuell nicht erreicht werden. Anschließend argumentierte Corine Pelluchon (Paris) aus einer philosophischen Perspektive zur Bedeutung einer Ethik der Tugenden, die sie für die kommende Welt für nötig halte. Im Kern ihrer Überlegungen stand die Frage, wie die notwendige Lebensstiländerung des Menschen möglichst erfolgreich und sozial verträglich erreicht werden könnte. Dabei problematisierte sie die Wirkung von Verboten, Pflichten und Gesetzen.

Anstelle dessen solle vielmehr eine neue Tugendethik eine globale Haltung fördern, die Respekt und Demut vor Natur und Umwelt in den Mittelpunkt stelle. Diese unterschiedlichen Ansätze wurden in der anschließenden Diskussion durch Fragen aus dem Publikum verstärkt auf den Begriff der „Zukunft“ zurückgeführt. Im Anschluss präsentierte der künstlerische Leiter von Futur 21, Clemens Walter (Berlin), die planerischen Überlegungen zum Festival. Die Kunst gebe die Möglichkeit Visionen der Zukunft einen Raum zu geben. Die 32 beteiligten Künstler:innen hätten sich dabei insbesondere von der musealen Substanz der authentischen Orte inspirieren lassen, an denen die Installationen stattfinden werden. Im zweiten Panel des Tages versammelten sich Diskutierende zur Frage, ob die Industriemuseen als eine Art „Motor“ in die Aushandlung von Zukunft mit einbezogen werden können. Die gehaltenen Vorträge waren deutlich pragmatischer ausgelegt und berichteten hauptsächlich zu den aktuellen Entwicklungen in der musealen Praxis. Rita Müller (Hamburg) erläuterte die Bedeutung des Museums als Raum für Zukunftsimaginationen. Rein praktisch wolle ihr Museum durch einen Anbau einen sogenannten „Dritten Ort“ schaffen. Ebenfalls kündigte sie die neue Sonderausstellung ‚Konflikte‘ an. Auch Joachim Breuninger (Berlin) berichtete von der musealen Thematisierung des Klimawandels in der kommenden Sonderausstellung ‚Reparieren‘ und den neuen dezentralen Angeboten für Schulklassen. Die Angebote des „digitalen Klassenzimmers“ und des kids.digilab.berlin würden gut angenommen werden. Dem Trend folgend plane aber auch das Deutsche Technikmuseum Berlin ein neues Eingangsgebäude als „Dritten Raum“ einzurichten.

Stefan Mühlhofer (Dortmund) erläuterte anhand anschaulicher Karten die (industrielle) Stadtentwicklung Dortmunds, die in einem entstehenden Stadtmuseum einer breiten Öffentlichkeit erzählt werden soll. Dabei betonte er vor allem die Rolle des Museums als Wissensspeicher und die andauernde Erklärungsbedürftigkeit von Strukturveränderungen. Auf die Metaphorik der Grundfrage bezogen, betrachteten die Diskutant:innen das Museum allerdings nicht als einen „Motor“, sondern viel eher als „Rädchen“ oder „Transmissionsriemen“ in der Aushandlung von „Zukunft“. In den anschließenden Fragerunden wurde die Theorie des „Dritten Raums“ und der damit auch erhoffte Abbau von Hemmschwellen ausführlich diskutiert.

Daraufhin stellte Gabriele Zipf (Berlin) in ihrem Beitrag die Konzeption des Museums „Futurium“ vor, in dem Besucher:innen verschiedene Modelle zu der Frage „Wie wollen

wir leben?“ präsentiert bekommen. Die Ausstellung diene der Präsentation verschiedener „Zukünfte“ und auch als Forum zur offenen Diskussion. Dabei spiele es eine große Rolle für die einzelnen Besucher:innen, ihre Position in den großen Gefügen von Zukunft und Gegenwart aufgezeigt zu bekommen. Lisa Egeri (Lage) präsentierte im Anschluss daran die Neukonzeption der Dauerstellung des Ziegleimuseums Lage. In dieser wäre das Zusammenführen von Ortsgeschichte und globalem Zusammenhang bedeutend gewesen. In diesem Rahmen sollen ebenfalls aktuelle und zukünftige Schlüsselfragen nach dem Verhältnis von Stadt und Land, dem sozialen Wohnungsbau sowie Ökologie und Nachhaltigkeit thematisiert werden. Darüber hinaus spiele auch in Lage die Interaktion von Besucher:innen und Ausstellungsmacher:innen in Zukunft eine größere Rolle.

Das dritte Panel am zweiten Tagungstag war durch ein Publikumsvoting geleitet, das über die Vertiefung der vorgestellten Themen entscheiden konnte. Passend dazu sollte sich diese dritte Sektion der Tagung thematisch mit den Machterzählungen von Industriekultur befassen. Dafür wurde im ersten Subpanel des dritten Tagungsabschnitts in globaler Perspektive auf die Bedeutung von Macht und Erzählungen von Industriekultur eingegangen. Stefan Berger (Bochum) verschrub sich in seinem Vortrag einer selbstreflexiven Herangehensweise. Durch eine verstärkt transnationale Betrachtung von Deindustrialisierungsprozessen sollte die Allgemeingültigkeit und Spezifik von Industriekulturen herausgearbeitet werden. Auch die genauere Untersuchung von differnten Erinnerungskulturen sei von Relevanz. Im weiteren Verlauf rekurrierte er dabei auf das von Anna Cento Bull und Hans Lauge Hansen stammende Theoriemodell der agonalen Erinnerung, welches eine Typologisierung verschiedener Formen von Deindustrialisierungserfahrung erlaube. In einer selbstreflexiven und offenen Erinnerungskultur solle besonders darauf geachtet werden, für wen diese gemacht beziehungsweise nicht gemacht werde.

Auch Alexander Osipian (Berlin) machte die Effekte der Deindustrialisierung zum Aufhänger und referierte über die Lage der Industriekultur in der ukrainischen Region des Donbass. Die Sphäre der Industriekultur bestehe dort nur aus kleinen Museen. Seiner Einschätzung nach wird das industrielle Erbe in den post-sozialistischen Länder mit dem kommunistischen System assoziiert und aus diesem Grund missachtet. Die Wirkmächtigkeit des (sozialistischen) Bildes des heroischen Arbeiters sei in der Phase der Deindustrialisierung zerfallen. Damit sei auch das Zugehörigkeitsgefühl vieler Arbeiter im Donbass verloren ge-



Abb. 3: Walter Hauser (LVR) und Martin Schmidt (LWL) moderieren die Diskussion im Panel Industriemuseen als Motor der Zukunft. (© Foto: Mira Unkelbach, LWL-Industriemuseum)



Abb. 4: Moderatorin Andrea Peters (rechts) stellt die Ergebnisse des digitalen Publikumsvotings im Panel „Machtvolle Erzählungen – Machterzählungen“ vor. (© Foto: Mira Unkelbach, LWL-Industriemuseum)

gangen. Den modernen Populismus in vielen deindustrialisierten Gesellschaften betrachte er als eine Art Substitut für diese verlorene Zugehörigkeit und als einen nostalgischen Reflex der überkommenen Narrative des Arbeiterhelden. Die deutsche Industriekultur habe die Transformationsprozesse versöhnlicher gestalten können und auch das Narrativ der Region im Positiven transformiert. Im Donbass fand kein signifikanter Identitätswandel statt. Auch Marion Steiner (Valparaiso) ging auf die Bedeutung von Industriekultur in Fragen von Macht und Identität ein. Dabei hatte ihr Vor-

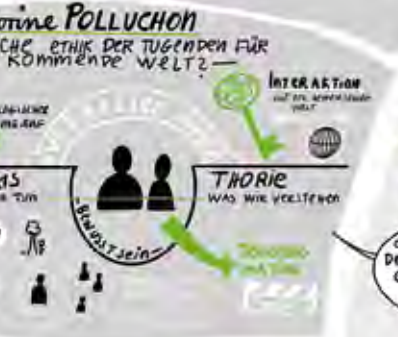
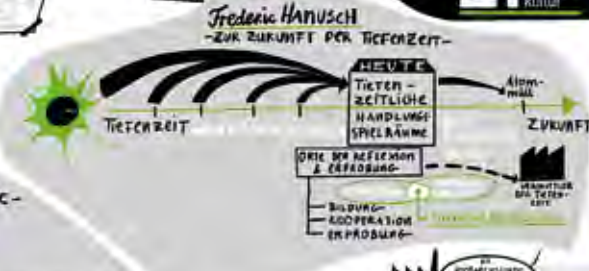
trag einen deutlich appellhafteren Charakter. So argumentierte sie gegen einen „westlichen“, auf sich selbst bezogenen Umgang mit den aktuellen Fragen und machte sich für die vermehrte Einbeziehung der Perspektive des „Globalen Südens“ stark.

Auch im zweiten Subpanel der dritten Sektion wurde verstärkt zur zuvor schon angeklungenen Frage referiert, inwiefern Industriekultur von und für bestimmte Gruppe produziert wird. Steven High (Montreal) trat dafür ein, ehemalige Industriestätten in Beziehung zu umgebenden Arbeiterwohnstätten und ihren

# 1

## WAS IST 'ZUKUNFT'?

4.11.2021 ZECHEN ZOLLERN



# 2

## INDUSTRIEMUSEEN ALS MOTOR DER ZUKUNFT



Abb. 5: Graphic Recording der Tagung IC4future. (Silvia Dierkes (CC-BY-4.0))



# WELCHE ZUKUNFT HAT DIE ZUKUNFT?

5.11.2021  
Zoehe ZOLLERN

## POWERFUL NARRATIVES - NARRATIVES OF POWER

3

**GLOBAL HERITAGE & GLOBAL JUSTICE**  
Sofia BERGER  
ALLEGORIC MEMORY AND INDUSTRIAL HERITAGE: GLOBAL PERSPECTIVE

**Alexandra OSIPAN**  
-DE INDUSTRIALISATION AND ITS RITUAL IMPLICATIONS-  
SACRIFICIAL RITUALS AND THE NARRATION OF POWER

**Maxim STEINER**  
-RECONCEPTUALIZING INDUSTRIAL HERITAGE FROM THE SOUTH-  
HISTORY OF INDUSTRY

**PUBLIC HERITAGE**  
Steven HIGH  
-WHO IS INDUSTRIAL HERITAGE FOR?-  
1745  
NO SODORVILLE  
THE ONE (PRO)HERITAGE OR THE OTHER (ANTI)HERITAGE



**Yves ERKAN**  
-YOUTH IN THE NARRATIVES OF INDUSTRIAL CULTURE PAST ROLES AND FUTURE RESPONSIBILITIES-  
NEW INDUSTRIAL CULTURE  
PRODUCTION IN THE LEAD OF DEINDUSTRIALISATION  
GOVERNANCE GAP  
GAP OF OLD GENERATION

**INDUSTRY & IDENTITY**  
Jim STRANGLERMAN  
-INTIMATIONS OF ECLIPSE-  
PRE-INDUSTRIAL SOCIETY → INDUSTRIAL SOCIETY → POST-INDUSTRIAL SOCIETY

**Volodymyr KULIKOV**  
-INDUSTRIAL HERITAGE IN THE SERVICE OF THE MARKET-  
KNOW-HOW = POWER  
PRODUCTION PROCESS = IDENTITY  
MARKETING & BRAND IDENTITY

**Shaara de Limkon**  
-WHO AM I NOW?-  
NEW IDENTITY  
WHO WE ARE?  
IDENTIFICATION WITH INDUSTRIAL IDENTITY  
CONFLICTS OF CHANGE

ZUKUNFT

5.11.2021

# IMPULSE FÜR EINE NEUE CHARTA DER INDUSTRIEKULTUR

INTERNATIONALE FACHKONFERENZ  
DORTMUND / OBERHAUSEN

Danke!

**Britta PETERS**  
-HYBRIDE ERSCHEINUNGEN. DIGITALE KUNST IM ÖFFENTLICHEN RAUM-  
WALIST OFFENTLICHKEITEN, WIE ENTSTEHEN SIE? WIE KOMMEN SIE DANKEN SIE?  
ÖFFENTLICHKEIT  
PRIVAT  
VIRTUALE CELEBRATION ≠ ONLINE LEBENST  
DIGITALE KUNST  
PHYSIKALISCHES MUSEUM  
DIGITALE MUSEUM  
LEARNER FROM OUTSIDE  
POWER OF THE FUTURE

**Peter GORGELS**  
-RIELSTUDIO AND STORIES CONNECTING WITH THE COLLECTION-  
OLD ART  
HOW TO CONNECT  
TRIGGER MUSEUM  
THE EAST  
POWER OF THE FUTURE

**Jillian Adams TITCHER**  
-THE LIMITS AND OPPORTUNITIES OF GAMEDESIGN IN CULTURAL SPACES-  
PARTICIPATION GAMES  
REACT - SOME THINGS ENTRY  
REACT - SOME THINGS ENTRY  
THE GAME  
OFFERED MICHEN LABOR  
FH DORTMUND  
DAß UNTER STRECK  
SOJRY LAB CUP

ARBEIT



**LWL**  
Für die Menschen.  
Für Westfalen-Lippe.

## INDUSTRIAL CULTURE MEETS DIGITAL ARTS

4



Abb. 6 Podiumsdiskussion im Panel „Machtvolle Erzählungen – Mächterzählungen“: Moderatorinnen Andrea Peters und Kathinka Engels diskutieren mit den Wissenschaftler:innen Dóra Mérai, Tim Strangleman und ihren digital zugeschalteten Kolleg:innen Sherry Lee Linkon und Tomasz Olejniczak. (© Foto: Mira Unkelbach, LWL-Industriemuseum)

Milieus zu betrachten. Zu dieser Betrachtung gehöre auch größere ökonomische Prozesse wie das Feld der Gentrifizierung in die Betrachtung einzubinden. Bei Gentrifizierungsprozessen in Verbindung zur Industriekultur entstehe das Risiko, im Rahmen des „Sanitizing“ nur die Ästhetik des Überrests zu kultivieren und die damit verbundenen Niedergangsprozesse auszublenden. Dieser von ihm beobachtete Ausschluss des Arbeitermilieus durch die Verquickung von Industriekultur und Gentrifizierung sei zu verhindern. Yonca Erkan (Istanbul) konstatierte, dass insbesondere durch die pandemiebedingte Verlagerung in digitale Sphären viele traditionelle Verbindungen zur Industriekultur endgültig verloren gegangen seien. Insgesamt sei in der Türkei die Verbundenheit der Jugend zum industriellen Erbe und seinen Gebäuden schwach. Dies zeige sich an neuen Universitäten, die in ehemaligen Industriestandorten eröffnet wurden, aber nicht als industrielles Erbe wahrgenommen werden würden. Sie erhoffe sich durch das Aufgreifen von Klimawandel und Umweltthemen eine genuine Stärkung dieser Verbindung, die durch eine Fetischisierung der Vergangenheit nicht erreicht werden könnte.

Das dritte Subpanel von Panel 3 widmete sich der Verbindung von Industriekultur und Identität. Dafür blickte Tim Strangleman (Canterbury) auf die Arten von Sinnggebung im Rahmen von Deindustrialisierungsprozessen. Zu diesem Zwecke lohne es sich neben Selbstzeugnissen von Arbeiter:innen auch Kunstwerke, Fotografien, Theaterstücke und Filme als Quel-

le auf ihre Art der Darstellung von Strukturveränderungen hin zu untersuchen. Zum konzeptionellen Verständnis von industriellem Wandel stütze er sich dabei unter anderem auf die theoretischen Überlegungen zur „Einbettung“ von Karl Polanyi und die „moralische Ökonomie“ von Edward P. Thompson. Seine Nachrednerin Sherry Lee Linkon (Washington D.C.) referierte zur identitätsbestimmenden Verbundenheit von Industriearbeiter:innen zu ihrem Arbeitsplatz. Die stattfindenden Strukturveränderungen hätten zu Disruptionen der Identitätsvorstellungen von Arbeiter:innen geführt. Damit ist sie für den amerikanischen Kontext zu ähnlichen Deutungen wie zuvor Alexander Osipian gekommen. Dóra Mérai (Budapest) präsentierte die Ergebnisse einer Makro-Untersuchung, die anhand dreier Museen in Polen und Ungarn die unternehmerische Involviertheit in die museale Präsentation von industriellem Erbe betrachtete. Sie kam dabei zu dem Ergebnis, dass alle drei Museen nicht die klassische Funktion eines Museums ausführen, sondern eher als Werbeträger für unternehmerische Betreiber:innen fungieren. Die Inszenierung der industriellen Geschichte in den ehemaligen Fabrikgebäuden und die daraus entwickelten Narrative würden von Unternehmen zu Marketingzwecken genutzt. Das vierte Panel konzentrierte sich auf Zukunftsmodelle im Bereich der Vermittlung und die musealen Präsentation von Industriekultur. Im ersten Beitrag referierte Britta Peters (Bochum) zur Rolle von Kunst im öffentlichen Raum. Zur Illustration ihres Vortrags präsen-

tierte sie gegenwärtige Kunstinstallationen im öffentlichen Raum, die sich mit dem Kosmos von Industriekultur und Zukunft auseinandergesetzt haben. Sie plädierte daraufhin für ein Ausgreifen der Industriemuseen in eben diesen öffentlichen Raum und die umliegende Nachbarschaft. Der Siedlungsbau und die Architektur seien ebenfalls als Teil der Industriekultur anzusehen. Darauf folgte der Vortrag des digital zugeschalteten Peter Gorgels (Amsterdam), der von den neuen digitalen Vermittlungsmodellen am Rijksmuseum berichtete. Als Verantwortlicher hat er in seinem Museum in der vergangenen Zeit unter anderem einen digitalen Rundgang durch die Dauerausstellung konzipiert und große Teile der Sammlung für ein breites Publikum online zugänglich gemacht. Im Vergleich der deutschen und niederländischen Museumslandschaft stellt die mutige Festlegung auf eine Open Access- und Open Data-Policy sicherlich die bedeutendste digitale Innovation dar. Frühe Digitalisierungsprojekte haben einen wichtigen Grundstein für die zukünftige Vermittlung gelegt und lassen laut Gorgels mit einer Fertigstellung der Sammlungsdigitalisierung im nächsten Jahr rechnen. Das neue Angebot hat weltweit ein Millionenpublikum erzeugt. Kellian Adams Pletcher (Boston) trat als Expertin für das Feld der „Gamification“ auf und stellte pointierte die Grundbedingungen für eine erfolgreiche Konzeption und Entwicklung von Spielen vor. Dabei schnitt sie diese Produktionsaspekte von Spielen zu Unterhaltungs- und Vermittlungszwecken auf den musealen Kontext zu. Insbesondere für neue Partizipationsmöglichkeiten und die Attraktivitätssteigerung eigne sich aktives Lernen durch Spiele besonders.

Im Anschluss an die Vorträge der Tagung präsentierten Kunststudent:innen ihre Arbeiten und Konzepte für Installationen, die im Laufe des Festivals „Futur 21“ an den Standorten der 16 Industriemuseen gezeigt werden sollen. Auch sie versuchen, durch neue Methoden und digitale Medien der Industriekultur in Nordrhein-Westfalen zu einer neuen Gestalt zu verhelfen und dabei auch die Perspektive von jungen Menschen zu repräsentieren.

Die zweitägige Tagung brachte somit viele der klassischen „W-Fragen“ zur Zukunft unter einen Hut. Ausgehend vom historischen „Woher“ wurde ebenfalls stark durch ein selbst-reflexives „Was“ nach der gegenwärtigen Struktur von Industriekultur gefragt. Gleichzeitig wurde künstlerischen Entwürfen für ein „Wohin“ Platz eingeräumt. Dominant blieb in den Diskussionen um Repräsentation, Mitsprache und Teilhabe hingegen das „Wie“.

Lukas Dieudonne, Bochum

## Historische Goldgewinnung in Thüringen

Seit 2005 führt das „Institute Europa Subterranea“ (IES) als Vereinigung montanhistorisch und montanarchäologisch Interessierter seine jährlichen Symposien durch. Diese Veranstaltungen, die bisher in fünf verschiedenen Staaten organisiert wurden, dienen im Sinne des IES dem internationalen und interdisziplinären Erfahrungsaustausch sowie dem Kennenlernen bekannter aber oftmals auch weniger bekannter Bergbaureviere. Durch die pandemiebedingten Einschränkungen war in den Jahren 2020 und 2021 die Durchführung einer kompletten Tagung nicht möglich. So wurde nach einer Alternative gesucht, die kurzfristig und ohne erheblichen Aufwand vorbereitet werden konnte. Die Wahl fiel letztendlich auf eine Exkursion die am Wochenende 9. bis 11. Juli 2021 im südthüringischen Goldbergbaurevier stattfand.

Der Goldbergbau und die Seifengoldgewinnung in diesem Gebiet ist eng an die Goldquarzgänge gebunden, die unter anderem in Steinheid, Reichmannsdorf und Goldisthal bergmännisch bebaut wurden. Diese Gänge sind vor allem in den proterozoischen Schwarzschiefern der Altenfelder Schichten und den ordovizischen Quarziten des oberen Frauenbachhorizontes des Schwarzburger Sattels, der zum westlichen Thüringisch-Fränkischen Schiefergebirge gehört, mit Gold angereichert. Die geologischen und geochemischen Hintergründe der Goldgenese wurden in der Monographie „Gold in Thüringen“ (M. Schade, 2020) umfassend bearbeitet. Die genannten Bergbaureviere werden durch die Grümpen nach Süden und die Schwarzza nach Norden entwässert. An beiden Flüssen und ihren Nebenbächen fand spätestens seit dem Hochmittelalter umfangreiche Seifengoldgewinnung statt.

Die historische Goldgewinnung in Thüringen wurde erstmals 1914 durch H. Hess v. Wichdorff umfassender bearbeitet. Auch in oben genannter Monographie wurden neue geschichtliche Aspekte und neue Befunde publiziert. Eine umfassende moderne ganzheitliche historische Aufarbeitung ist jedoch nach wie vor ein Forschungsdesiderat. Während eine bronzezeitliche Goldgewinnung im Bereich des Schwarzburger Sattels sehr spekulativ ist, gibt es für eine keltische Goldgewinnung deutliche Indizien. Dafür spricht zum Beispiel eine keltische Höhensiedlung am Herrenberg in unmittelbarer Nähe eines Raithaldenfeldes. Die erste urkundliche Erwähnung der Goldgewinnung findet sich im Jahr 1335 anlässlich einer Streitschlichtung um ein Goldbergwerk bei Lichte. Zumindest der Beginn der Seifengoldgewinnung dürfte jedoch deutlich älter – vielleicht in das 9. Jahrhundert – zu datieren sein. Die Blütezeit so-



Abb. 1: Stollenmundloch an der Schiffskuppe bei Steinheid. (© Foto: St. Adlung)



Abb. 2: Verhau an der Schiffskuppe bei Steinheid. (© Foto: St. Adlung)

wohl der Berggold-, wie auch der Seifengoldgewinnung ist im Spätmittelalter anzusetzen. In der frühen Neuzeit fand nochmals ein Nachlesebergbau statt, der jedoch keine erheblichen wirtschaftlichen Erfolge aufweisen konnte, da die oberflächennahen Goldvorräte bereits erschöpft waren. Ein mit großem Aufwand betriebenes Vordringen in größere Teufen im 16. Jahrhundert konnte aus goldgenetischer Sicht zu keinem maßgeblichen Erfolg führen. Seifengold wurde noch bis in das 19. Jahrhundert vereinzelt gewonnen. Die Aktivitäten der „Reichmannsdorfer Goldbergbau AG“ in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind als reine Spekulationsunternehmung zu betrachten.

Im Rahmen der Exkursion wurden verschiedene Einrichtungen und Befunde besichtigt. Der erste Anlaufpunkt war das in Theuern ansässige Deutsche Goldmuseum. Das Museum wurde 1997 von dem Geochemiker Dr. Markus Schade gegründet und seit dem als private Einrichtung betrieben. In der Führung durch den Eigentümer des Museums wurde ein Überblick über die Geologie, Mineralogie und Geochemie des Goldes sowie über die Geschichte der Goldgewinnung im oberen Grümpental gegeben. Der nächste Exkursionspunkt war der Goldbergbau an der Schiffskuppe am oberen Grümpental. Dieses mittelalterliche Bergbauareal befindet sich oberhalb der Grümpen an deren linkem Talhang, unterhalb der Bergbausiedlung Steinheid. Durch die wenige Wochen vor der Exkursion erfolgte Abholzung sind viele Bergbaurelikte bereits von weitem erkennbar. Dies betrifft vor allem die umfangreichen Schutt-

halden, die zum Teil der natürlichen Verwitterung entstammen, zum Teil aber auch Haldenrelikte sind. Durch M. Schade wurden den Teilnehmern die weiteren Befunde gezeigt: Ausgeprägte Schurfgräben, Tagebaue und Verhaue besonders im oberen Bereich der Schiffskuppe; mehrere Stollenmundlöcher, die teilweise in einem unmittelbaren technologischen Kontext zueinander stehen, und einige schachtartige Strukturen. Bei letzteren wurde ausgiebig über eine mögliche Überprägung während des 18. Jahrhunderts (?) diskutiert.

Nach dem Transfer in das obere Schwarzatal wurde das Goldbergbaurevier bei Goldisthal erreicht. In einer Wanderung durch das Grubental zum Goldborn sind mehrere Stollenmundlöcher zu sehen, die zum Großteil touristisch hergerichtet wurden. Die unteren Anlagen hatten wohl eher Prospektionscharakter, aber am obersten Mundloch sind über eine Vielzahl von Pingen mehrere Gangstrukturen deutlich erkennbar. Die bei Hess v. Wichdorff noch vermerkten Raithalden sind nicht mehr vorhanden. Die letzten Relikte der mittelalterlichen/frühneuzeitlichen Seifengoldgewinnung dürften beim Bau der Eisenbahntrasse Ebersfeld-Erfurt, die zwischen 1996 und 2017 gebaut wurde, restlos überprägt worden sein. Im oberen Talabschluss wurde durch die Exkursionsteilnehmer eine unbekannte Kohlplatte entdeckt, die als Meilerstandort ein indirekter Hinweis auf eine Verhüttungsindustrie ist. Nach einer Querung in das Dunkeltal wurde dieses dem Verlauf des Lauterborns folgend abgestiegen. Auf halber Höhe sind am Bachlauf noch die Reste



Abb. 3: Goldhöfziger Quarzgang an der Schiffskuppe bei Steinheid. (© Foto: St. Adlung)



Abb. 4: Relikte des „Goldgrabens“ bei Oberroth. (© Foto: M. Schade)

von Raithalden erkennbar, die allerdings beim Wegebau stark überprägt wurden. Am Talausgang, kurz vor der Ortslage Goldisthal befindet sich ein weiteres Mundloch, dessen Stollenverlauf noch befahrbar ist und aufgrund des Auffahrungsprofils vermutlich in das 16. Jahrhundert zu datieren ist.

Zum Tagesabschluss erfolgte an der Grümpen eine kurze Goldwascheinführung. Dabei wurde das Erzeugen eines Schwermineralkonzentrats vorgeführt, was sowohl für Mineralogen, Geologen, aber auch Montanarchäologen ein interessantes Hilfsmittel zum Schwermineralnachweis sein kann. Dazu zählen neben den Erzen fast alle Edelsteine, aber auch ein Großteil der Schlackenmineralien. Durch systematische Beprobung eines Fließgewässers ist so die autochthone Erzherkunft, aber unter Umständen auch ein Verhüttungsplatz nachweis- und bestimmbar.

Am folgenden Tag wurde zunächst die Keltische Höhensiedlung am Herrenberg und das in unmittelbarer Nähe befindliche Seifenfeld besichtigt. Das undatierte Seifenfeld befindet sich am Oberlauf des Neundorfer Wassers. Bei derseits des Bachlaufs sind die typischen langgestreckten Raithalden mit dazwischen liegenden Schurf- und Wassergräben zu sehen. Wenige Hundert Meter südöstlich der Goldgewinnungsanlagen ist die keltische Siedlung erreichbar, die auf einem vorgelagerten Bergsporn errichtet wurde. Eine vor Ort befindliche Erklärungstafel informiert über die Alterstellung, die im Rahmen einer Grabung im Jahr 1959 geklärt werden konnte. Demnach wurde die Siedlung im 3. Jahrhundert v. Chr. errichtet und 200 Jah-

re später wieder aufgegeben. Zu sehen ist noch die Befestigung durch einen flachen Wall, der an einer Stelle für die Toranlage unterbrochen ist. Der Kontext der Siedlung zur Seifengoldgewinnung ist nicht belegt, aber naheliegend. Als letztes Exkursionsziel wurde die Terrassen-Seife bei Almerswind besucht. Dieses ausgehende Seifenfeld befindet sich mehrere Meter über dem Talgrund der Grümpen. Charakteristisch für diesen Befund sind die deutlichen anthropogenen Abgrabungen und in deren Vorfeld befindlichen Halden. Trotz fehlendem Wasser wurde das Sediment vor Ort gewaschen. Dafür wurde das Wasser über einen etwa 3 km langen Wasserkanal aus der Grümpen an die Oberkante des Waschfeldes herangeführt. Über weite Strecken ist der Kanal von der Landwirtschaft überprägt, aber in einem Waldstück bei Oberroth noch deutlich erkennbar. Die Gesamtanlage ist wahrscheinlich in das Spätmittelalter zu datieren.

Für viele der Exkursionsteilnehmer war insbesondere die Seifengoldgewinnung ein „Terra incognita“. So konnte ein erster Eindruck über das Goldwaschen und seine verschiedenen technologischen Formen, aber auch der Kontext zwischen Goldseifen und Berggoldvorkommen vermittelt werden. In ausgiebigen Diskussionen wurde die Dringlichkeit erkannt, die Befunde der Seifengoldgewinnung überregional einheitlich zu dokumentieren. Gerade wegen ihrer Unscheinbarkeit sind diese Befunde oft stark gefährdet, da sie bei Baumaßnahmen oder durch landwirtschaftliche Nutzung vernichtet bzw. überprägt werden, ohne dass ihre Bedeutung erkannt wird. Erschreckend ist der Ver-

gleich zwischen den noch im frühen 20. Jahrhundert vorhandenen Befunden mit dem aktuellen Stand. Denkbar wäre eine Bestandserfassung in einer zentralen Datenbank, die in Zusammenarbeit von verschiedenen Institutionen und (Freizeit-)Forschern der jeweiligen Regionen entstehen könnte. Bei Interesse an einer Mitarbeit steht der Autor gern zur Verfügung (adlung@gmx.de).

## Literatur

HESS VON WICHENDORFF, H.:  
1914 Die Goldvorkommen des Thüringer Waldes und Frankenwaldes und die Geschichte des Thüringer Goldbergbaues und der Goldwäschereien, in: Archiv für Lagerstättenforschung, 4 (1914)

SCHADE, M.:  
2020 Gold in Thüringen, Theuern 2020

Stephan Adlung, Freiberg

**Sixth European Congress on World and Global History – Double Panel: Mining and its Commodities as Wheels of the Early-Modern Global Economy, online 18. Juni 2021**

## Tagungsbericht

Der Bergbau stellt eine bedeutende Branche vormoderner Ökonomien dar, von denen sowohl wesentliche konjunkturelle als auch

strukturelle Impulse ausgingen, die von frühkapitalistischen Merkmalen hinsichtlich der Unternehmensorganisation und Arbeitsformen über die Bedeutung für die landesfürstlichen Finanzen und damit die Staatsbildung bis hin zur überregionalen Arbeitsteilung reichen. Dementsprechend erreichte der Fernhandel mit Metallen schon an der Schwelle zur Frühen Neuzeit globale Dimensionen, was sich in den hinlänglich bekannten historiografischen Debatten um die Bedeutung der amerikanischen Edelmetallflüsse ebenso zeigt wie auch in den damit teilweise zusammenhängenden Auseinandersetzungen um die Ursachen der sogenannten „Preisrevolution“ des 16. Jahrhunderts. Diese klassischen wirtschaftshistorischen Diskussionen wurden in den vergangenen Jahren durch die sich formierende Globalgeschichte nicht nur neu bewertet, sondern – auf Grundlage verflechtungshistorischer Perspektiven sowie neuer empirischer Ergebnisse – in einen neuen interpretatorischen Rahmen eingebettet. Nicht zuletzt war es das von Dennis O. Flynn und Arturo Giráldez mittlerweile bereits vor zwei Jahrzehnten formulierte Diktum, wonach mit der Herstellung einer regelmäßigen Schiffsverbindung zwischen Manila und Neuspanien im Jahr 1571 der Startpunkt für die ökonomischen Globalisierungsprozesse gelegt wurde, das eines der wesentlichen Argumente für ein Einsetzen wirtschaftlicher Globalisierung vor der Industriellen Revolution darstellt.<sup>1</sup> Zurecht wiesen Flynn/Giráldez auf die Bedeutung der neuspanischen und peruanischen Silberflüsse für die weltweiten monetären und kommerziellen Kreisläufe hin und belegten eine genuin weltumspannende Verflechtung durch den Verweis auf die Bedeutung amerikanischen Silbers für die Wirtschaft und Staatsfinanzen Chinas. Von diesem Paradigmenwandel ausgehend, entstanden zahlreiche Studien in den vergangenen Jahren, welche die früheren europäisch-amerikanischen atlantischen Verflechtungen zu einem genuin weltumspannenden Verflechtungskontext erweiterten und entsprechend den Interaktionen zwischen den Amerikas und Asien viel Aufmerksamkeit widmeten.<sup>2</sup> Diese Perspektive steckte die Grundlage für das von Klemens Kaps und Miroslav Lacko im Rahmen des Sechsten Europäischen Kongresses für Welt- und Globalgeschichte organisierte Doppel-Panel über den frühneuzeitlichen Bergbau und seine Produkte ab. Ausgehend von der aktuellen Forschungskonjunktur zu Bergwerksprodukten in einem globalen Kontext wurde mit der Doppelsektion das Ziel verfolgt, den Fokus auf Edelmetalle als wesentliche Faktoren der frühneuzeitlichen Ökonomie zu verbreitern und verschiedene Metalle wie Kupfer, Quecksilber oder Eisen als globale Wa-

ren (global commodities) und als wichtige Faktoren der Verflechtung globaler Märkte in den Blick zu nehmen. Zugleich sollte auch diese inhaltliche Verbreiterung den erweiterten räumlichen Fokus im Sinn der aktuellen wirtschafts- und globalhistorischen Forschung aufgreifen und neue Impulse und Perspektiven setzen.

Die Referentinnen und Referenten des Panels fokussierten sich vor allem auf die bedeutendsten Metalle wie Kupfer, Gold, Silber und Quecksilber, die im globalen Handel eine maßgebliche Rolle spielten. Im Mittelpunkt standen nicht nur die Produktionsverhältnisse und die quantifizierende Einschätzung von Erzeugung und Handel, sondern es wurden auch globale Warenketten, internationale Märkte und die wechselseitigen finanziellen Netzwerke verschiedener Akteure aus vergleichender Perspektive berücksichtigt. Der Handel mit Kupfer, Silber und Quecksilber war im europäischen wie auch im amerikanischen Raum in der Frühen Neuzeit miteinander sehr eng verflochten, was in einzelnen Vorträgen an konkreten Beispielen gezeigt wurde. Die Überprüfung dieser Verflechtungen im breiten globalen Kontext sowie die Quantifizierungen von bedeutenden Metallproduktionen bieten noch vielfältige Forschungspotenziale und Fragestellungen. Zukünftige Untersuchungen können an publizierte Abhandlungen (I. Blanchard,<sup>3</sup> E. Westermann,<sup>4</sup> E. Westermann et al.,<sup>5</sup> J. H. Munro<sup>6</sup> u. a.) anknüpfen, jedoch sind neue Zugänge und die Erschließung bislang ungenutzter Quellen erforderlich.

Im ersten Referat fokussierten sich Kristin Ranestad (Lund University) und Göran Rydén (Uppsala University) auf den skandinavischen Handel mit Asien und Westafrika in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dabei wiesen sie auf mehrere Defizite der bisherigen globalhistorischen Forschung hin. Während vor allem einige Handelsbeziehungen zwischen Amerika, Westeuropa und Asien (z. B. der Silberexport aus Amerika oder der Sklavenhandel) ausgiebig untersucht wurden, blieben die Zahlungsmodalitäten der Europäer für die importierten Waren oder der Exporthandel aus Skandinavien und Mitteleuropa außer Betracht. Laut Ranestad und Rydén ist es nötig, auch die vielfältigen Verflechtungen zwischen den verschiedenen Segmenten des globalen Handels zu überprüfen, in dem Metalle, wie Kupfer, Eisen und Silber als Zahlungsmittel für indische Textilien und andere Kolonialwaren fungierten. Daher lag der Fokus beider Referenten auf den skandinavischen Handelsbeziehungen mit Westafrika und Indien sowie auf der Bedeutung der Metalle in diesen Geschäften. Bei ihren Untersuchungen werteten sie Quellen zur Tätigkeit der Dänischen Asien-Kompanie und der Dänischen Karibik- und Guinea-Kompanie

aus. Insbesondere während des 18. Jahrhunderts machte der schwedische Eisenexport die Hälfte der gesamten schwedischen Ausfuhr aus und auch im norwegischen Exporthandel spielte die Kupfer-, Silber- und Eisenproduktion eine herausragende Rolle. Damit einhergehend konnte herausgearbeitet werden, wie die skandinavischen Metalle sowohl mit dem Atlantik verflochten waren, als auch eine wichtige Rolle bei der Verknüpfung von Atlantik und Pazifik spielten.

Im zweiten Referat betonte Miroslav Lacko (Friedrich-Christian-Lesser-Kolleg für Ostmitteleuropa, FSU Jena) die Bedeutung der Habsburgermonarchie als montanistischer „Weltmacht“ in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die zu einem global relevanten Produzenten von Kupfer, Silber und Quecksilber wurde. Trotzdem erweist sich die Habsburgermonarchie in diesem Zusammenhang im Rahmen der globalhistorischen Forschung als vergleichsweise wenig untersucht. M. Lacko präsentierte erste Forschungsergebnisse zur Rentabilität des staatlichen Berg-, Hütten-, Münz- und Salzwesens in den Jahren 1740-1790, das ein beachtliches staatliches Konglomerat von mehr als 120 Betrieben und Kammerherrschaften darstellte. Dazu war es notwendig, zahlreiche Daten aus verschiedenen Rechnungsbüchern auszuwerten, die fragmentarisch erhalten sind. Obwohl im Milieu des habsburgischen Montan- und Kammerwesens in der Frühen Neuzeit verschiedene quantifizierende Angaben festgehalten wurden, sind bei komplexen Untersuchungen der Rentabilität von staatlichen Montanwerken nur vergleichbare Daten von entscheidender Bedeutung. Wie die von Lacko präsentierten Ergebnisse zeigen, stieg vor allem die Ertragsfähigkeit der staatlich monopolisierten Kupferproduktion im System der habsburgischen Staatsfinanzen während des 18. Jahrhunderts stetig an. Inwieweit diese Tendenz mit der Lage auf globalen Märkten in Verbindung stand, muss noch überprüft werden. Jedenfalls lässt sich festhalten, dass die zunehmende Profitabilität und fiskalische Bedeutung der staatlichen Bergwerke mit einer Verschiebung der wichtigsten Produktionszentren in die östlichen und südöstlichen Gebiete der Habsburgermonarchie einhergingen, die nach der geopolitischen Machtverschiebung gegenüber dem Osmanischen Reich im frühen 18. Jahrhundert in die Kameralverwaltung einbezogen wurden.

Philipp Robinson Rössner (University of Manchester) verwies in seinem Kommentar zu den erwähnten Themen auf die Bedeutung wie auch die Schwierigkeit quantitativer Einschätzungen der Bergbauproduktion. In diesem Zusammenhang erwähnte er die Vorarbeiten, die

vor allem zur europäischen Metallproduktion im 18. Jahrhundert publiziert wurden. Im Mittelpunkt der Diskussion stand die Rolle der kameralistischen Wirtschaftspolitik bei der Erhöhung von Effizienz des staatlichen Montanwesens im 18. Jahrhundert. Diese Frage muss durch anknüpfende Forschungen noch überprüft werden. Im zweiten Teil des Panels wurden drei Referate mit dem Schwerpunkt auf dem spanisch-amerikanischen Raum präsentiert und diskutiert.

Sergio T. Serrano Hernández (Universidad Carlos III de Madrid) behandelte in seinem Referat die Rolle von San Luis Potosí in den globalen frühneuzeitlichen Gold- und Silberhandelsströmen des 16. und 17. Jahrhunderts. Als Gegenleistung für die Lieferungen von Gold und Silber aus dem nördlichen Neuspanien nach Europa und Asien wurden verschiedene Verbrauchsgüter – wie Gewürze, Textilien oder Quecksilber – nach Mexiko exportiert. Gestützt auf die Soziale Netzwerkanalyse (Social Network Analysis) identifizierte Serrano drei räumlich grundierte Handelsnetzwerke – neben Mexiko waren diese in Manila und auf der Achse Sevilla-Amsterdam angesiedelt. Dadurch entwickelte Serrano eine polyzentrische Perspektive der globalen Verflechtungen zwischen amerikanischen und asiatischen Knotenpunkten des Spanischen Reiches. Es handelt sich um eine neue Perspektive, die nicht nur den Exporthandel mit dem amerikanischen Gold und Silber berücksichtigt, wie es in der bisherigen Geschichtsschreibung oft der Fall war. Daher zog der Referent auch die asiatischen Handelswaren in Betracht, deren Bedeutung für den frühneuzeitlichen Handel noch bewertet werden muss. Mithilfe dieser sozialhistorischen Analyse der in der Edelmetallproduktion tätigen Akteure in San Luis Potosí, die in den Registern der Gold- und Silberlieferungen aus dem Bergbauzentrum nach Mexico City erfasst wurden, rekonstruierte Serrano Hernández die sozialen Netzwerke der in der Produktion und im Handel von Silber engagierten Akteure. Anhand der Identifikation konkreter Akteure konturierte Serrano jene sozialen Schichten von Händlern, Gewerken und Beamten, die das neuspanische Bergbaugeschäft strukturierten. Im zweiten Teil des Referats wurden diese Netzwerke an konkreten Fallbeispielen von aus Kastilien stammenden Händlern auf der Mikroebene analysiert.<sup>7</sup>

Peter Marckhgott-Sanabria (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien) untersuchte in seinem Referat die Probleme, welche bei der Deckung der amerikanischen Nachfrage nach Quecksilber bestanden, das für die Amalgamierung von Silber unbedingt notwendig war. Da die mexikanische Silberproduktion durch die schleppend eintreffenden Quecksilberlieferungen beträchtlich limitiert wurde,

suchte die spanische Verwaltung neue Möglichkeiten, zusätzlich zu den Bergwerken von Almadén und Huancavelica die hohe Nachfrage zu decken. Trotz der Bemühungen der österreichischen Verwaltung und ihrer dynastischen Beziehungen zu Spanien hatten die Quecksilberlieferungen aus zentraleuropäischen Produktionszentren (Idrija) nur eine beschränkte Bedeutung für die mexikanische Silbererzeugung in diesem Zeitraum. Während des 17. Jahrhunderts entstanden neue Produktionszentren von Quecksilber, die für Spanien aus finanzieller Perspektive relevant sein konnten. Daher zeigte die spanische Administration im ausgehenden 17. Jahrhundert Interesse daran, für ihre Bedürfnisse in der Neuen Welt chinesisches Quecksilber zu erwerben. Marckhgott-Sanabria analysierte die wirtschaftspolitischen Ziele und Argumentationen einzelner Akteure in den erwähnten Handelsbeziehungen, die durch eine zunehmende Verflechtung geprägt waren. Dies brachte für die spanische Silbergewinnung Vorteile, indem die Abhängigkeit von den Lieferungen aus Idrija durch den Rekurs auf chinesisches Quecksilber gemindert werden konnte. Die Verbesserung der spanischen Verhandlungsposition wiederum übte Druck auf die österreichische Bergbauverwaltung aus, die Preise für Quecksilber zu senken.

Klemens Kaps (Johannes-Kepler-Universität Linz) beschäftigte sich im letzten Referat mit dem Metallexport aus der Habsburgermonarchie nach Spanien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in dem drei Metalle – Stahl, Kupfer und Quecksilber – eine entscheidende Rolle spielten. Während die Metallausfuhr aus den zentraleuropäischen habsburgischen Ländern nach Spanien in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur einen bescheidenen Umfang erreichte, änderte sich die Entwicklung in den 1780er und 1790er Jahren, da es zu einer Konjunktur in den genannten Handelsbeziehungen kam. Die größeren Kupferlieferungen, die vor allem aus ungarischen Bergbaurevieren stammten, wurden in den 1780er Jahren über Triest nach Cádiz transportiert. Das Quecksilber aus Idrija folgte derselben Route über Triest nach Cádiz und wurde von dort aus in den Jahren 1785-1797 nach Hispanoamerika, vornehmlich Neuspanien, re-exportiert. Als intensiver und dynamischer galt die Ausfuhr des innerösterreichischen Stahls über Triest nach Cádiz und Barcelona, die bereits im 16. und 17. Jahrhundert eine wichtige Rolle spielte. Diese Lieferungen verstärkten sich über das 18. Jahrhundert hinweg und wurden nun zunehmend über Triest abgewickelt, wenn auch die traditionellen Vermittlungszentren wie Venedig und Genua bedeutsame Zwischenhandelsstationen bis in das frühe 19. Jahrhundert blieben. Anhand

der Auswertung der Schiffsregister für den spanischen Kolonialhandel aus dem Archivo General de Indias in Sevilla lässt sich zudem belegen, dass Triester Stahl in den 1780er Jahren über den Atlantik insbesondere nach Havanna und Veracruz geliefert wurde. Damit waren zwei der aus dem habsburgischen Zentraleuropa in die Spanische Monarchie gelieferten Metalle transatlantische Handelswaren und spielten als Komponenten in der Silbererzeugung in Neuspanien eine wichtige Rolle für das global zirkulierende Edelmetall. Im zweiten Teil des Referats analysierte Kaps die Netzwerke der Kooperationspartner der habsburgischen Kammer- und Finanzverwaltung in Spanien, wobei es sich um private Händler wie die Familie Greppi handelte. Diese in Mailand und Cádiz vertretene Gesellschaft war aufgrund ihrer dichten politischen, sozialen und geschäftlichen Netzwerke zwischen Wien, Oberitalien und der Iberischen Halbinsel ein Vermittler von grundlegender Bedeutung für die habsburgische Verwaltung, insbesondere bei der Platzierung der vom Staat dirigierte Kupfer- und Quecksilberproduktion auf den spanisch-amerikanischen Märkten.

Renate Pieper (Karl-Franzens-Universität Graz) stellte in ihrem Kommentar zu den drei Referaten den Bezug zum übergeordneten Thema der Sektion her, indem sie die Bedeutung des Bergbaus in der eingangs erwähnten Debatte um den Beginn der wirtschaftlichen Globalisierung zwischen Flynn/Giráldez und Williamson/O'Rourke betonte. Die Entstehung einer weltweit vernetzten Wirtschaft betraf eine Reihe von Metallen und war daher keine bloße Nische, wie Williamson und O'Rourke meinten, sondern stellten ein wesentliches Gebiet wirtschaftlicher Aktivität dar. Bereits der eigentliche Produktionsprozess der Metallurgie basierte auf intersektoralen Verflechtungen zwischen den einzelnen Bergwerkbranchen, welche von Netzwerken zusammengehalten wurden, wie dies in den Verschränkungen des Handels von Quecksilber und Stahl mit dem Silberbergbau in den Amerikas deutlich wird. Umso wichtiger ist daher die Quantifizierung der Volumina der einzelnen Warenströme, um nicht nur deren Bedeutung für die koloniale Ökonomie, sondern auch die gegenseitigen Verschränkungen zwischen einzelnen montanistischen Sektoren einschätzen zu können. Aber der Bergbau beeinflusste auch die Position der frühneuzeitlichen Staaten, insbesondere im Bereich der Steuereintreibung und legt somit eine Querverbindung zur Debatte um den „fiscal-military state“. Dieser Aspekt trat beim Silberbergbau und der dafür notwendigen Quecksilbersversorgung der hispanoamerikanischen Bergwerke besonders deutlich zutage, wovon wichtige Impulse zur staatlichen Kontrolle von Warenketten ausgingen.

Wie aus den Vorträgen dieses Panels hervorgeht, blieben viele der bedeutenden vor-modernen Produktionszentren, die einen wesentlichen Beitrag zur Entfaltung des überregionalen und weltweiten Metallhandels in der Frühen Neuzeit leisteten, in der bisherigen globalhistorischen Forschung außer Acht. Diese Forschungslücke kann nur durch detaillierte Archivforschung und die systematische Behandlung unbenutzter Quellen geschlossen werden – wofür dieses Panel einen (weiteren) Anstoß lieferte.

### Anmerkungen

- 1 Flynn/Giráldez/Glahn 2003; Flynn/Giráldez 2004; Flynn/Giráldez 2010.
- 2 Vgl. dazu aktuell: Pieper/Lozanne Jefferies/Denzel 2019.
- 3 Blanchard 1989.
- 4 Westermann 1986.
- 5 Westermann 1988.
- 6 Munro 2003.
- 7 Der Vortrag liegt mittlerweile in publizierter Form vor: Serrano Hernández 2022.

### Bibliografie

- BLANCHARD, Ian:  
1989 *Russia's "Age of Silver": Precious-Metal Production and Economic Growth in the Eighteenth Century*, London/New York 1989
- FLYNN, Dennis O./GIRÁLDEZ, Arturo:  
2004 *Path dependence, time lags and the birth of globalisation: A critique of O'Rourke and Williamson*, in: *European Review of Economic History* 8 (2004), S. 81-108
- 2010 *China and the Birth of Globalization in the 16th Century*, Farnham/Burlington 2010
- FLYNN, Dennis O./GIRÁLDEZ, Arturo/GLAHN, Richard von (Hg.):  
2003 *Global Connections and Monetary History, 1470-1800*, Aldershot/Burlington 2003
- MUNRO, John H.:  
2003 *The Monetary Origins of the 'Price Revolution'*, in: Flynn, Dennis O./Giráldez, Arturo/Glahn, Richard von (Hg.): *Global Connections and Monetary History, 1470-1800*, Aldershot/Burlington 2003, S. 1-34
- PIEPER, Renate/LOZANNE JEFFERIES, Claudia de/DENZEL, Markus A. (Hg.):  
2019 *Mining, Money and Markets in the Early Modern Atlantic: Digital Approaches and New Perspectives*, Cham 2019
- SERRANO HERNÁNDEZ, Sergio T.:  
2022 *Producing Gold and Silver to Globalize the Economy during the Early Modern Era: San Luis Potosi and the Pacific Trade with Asia*, in: *Asian Review of World Histories* 10 (2022), S. 58-96
- WESTERMANN, Ekkehard:  
1986 *Zur Silber- und Kupferproduktion Mitteleuropas vom 15. bis zum frühen 17. Jahrhundert*, in: *Der Anschnitt* 38 (1986), S. 187-211
- 1988 *Quantifizierungsprobleme bei der Erforschung der europäischen Montanwirtschaft des 15. bis 18. Jahrhunderts*, St. Katharinen 1988

Dr. Klemens Kaps, Linz/Miroslav Lacko PhD, Jena

## Die Reinigung der Arbeitskleidung. Die Aufgaben der Ruhrkohle AG

Bergleute trugen in Deutschland eine eigene Berufsbekleidung. Was sie anzogen und wie die Reinigung und Instandhaltung organisiert wurde, lag für weite Teile des deutschen Steinkohlenbergbaus in den Händen der Ruhrkohle AG (RAG). Zu den bereitgestellten Leistungen gehörte das Flickern und Waschen der Bergarbeiterkleidung. Die Bergleute trugen spezielle Textilien, die den extremen Arbeitsbelastungen und dem hohen Grad an Verschmutzung unter Tage gewachsen sein mussten. Nach der Schicht war nicht nur der Körper des Bergmanns, sondern auch seine Kleidung mit der fetthaltigen Steinkohle bedeckt. Hinzu kam, dass die Kleidung häufig Risse und Löcher aufwies, die geflickt werden mussten.

Die Bergleute zogen in der Schwarzkaue ihre Arbeitskleidung aus, duschten und wuschen sich. Im Anschluss verließen sie mit ihrem Anzug oder der Alltagskleidung die Zeche. Diese sauberen Sachen hatten sie vor Schichtbeginn an Kauenhaken unter die die Decke aufgehängt. Die verschmutzte Arbeitskleidung ließen sie an Kauenhaken in der Zeche zurück. Sie wurde turnusmäßig gewaschen und zum Teil auch repariert. Diese Arbeitsvorgänge führten die Zechen eigens ein. Seit wann konnten Bergleute auf diesen Service der Reinigung und Bereitstellung der Arbeitskleidung zurückgreifen? Wer war für diese Aufgaben in der Zeit davor verantwortlich und wie sah die Arbeit aus, so dass der Bergmann wieder vorschriftsmäßig angezogen einfahren konnte? (Abb. 1)

### Erste Maßnahmen

Welche Kleidung inklusive Kopfbedeckung und Schuhe Bergleute im 19. Jahrhundert trugen, ist noch weitgehend nicht aufgearbeitet. Nach dem Ersten Weltkrieg scheinen dann die Zechen die Kleidung für ihre Belegschaften bereitgestellt zu haben, zumindest für diejenigen, die unter Tage arbeiteten. Die Unternehmen übernahmen in ihrer wirtschaftlich schwierigen Situation in der Weimarer Republik diese Leistungen und gaben die Textilien an ihre Bergleute aus. Exemplarisch soll auf die Betriebspolitik einer Duisburger Zeche eingegangen werden. Graf Alexander Stenbock-Fermor (1902-1972) arbeitete 1922/23 für ein Jahr auf der Schachtanlage Gewerkschaft Friedrich Thyssen IV in Meiderich. Seine Erlebnisse hielt er, dessen Berufsziel Schriftsteller war, in einem Erlebnisbericht fest. Dieser beginnt mit seiner Ankunft auf der Schachtanlage. Der Neuankömmling bekam nämlich neue Grubenkleidung ge-



Abb. 1: Arbeitshose eines Bergmanns, um 1999. (Ruhr Museum, © Foto: Rainer Rothenberg)

stellt und fuhr mit ihr zu seiner ersten Schicht ein. Ein Jahr später, es war die letzte Schicht von Graf Alexander, verließ er nach dem Duschen die Kaue, schenkte seine Arbeitskleidung einem Bergmann, ging zur Verwaltung und bekam seine Papiere ausgehändigt. So unspektakulär berichtete er von seiner Arbeitskleidung – ohne einmal auf das Thema Waschen und Flickern der Kleidungsstücke einzugehen. Unklar ist auch, ob er in seinem Arbeitsjahr ein oder mehrere neue Garnituren an Kleidung gestellt bekommen hatte.

Die Steinkohlenzechen legten im Ruhrgebiet in folgenden Jahren größeren Wert auf die Arbeitssicherheit in Bezug auf die Kleidung ihrer Beschäftigten, was die Kopfbedeckung miteinschloss. Als erste Sicherheitsmaßnahme wurde 1935 die Vorschrift zum Tragen einer Bergarbeiterkappe erlassen. In der Bergpolizeiordnung für Steinkohlenbergwerke im Verwaltungsbezirk Dortmund wurde zur gleichen Zeit geregelt, dass Bergleute sich „widerstandsfähiges Schuhwerk“ kaufen sollten. Die Materialversorgung verschlechterte sich mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Das NS-Regime führte eine Zwangsbewirtschaftung ein. Zusätzlich zu den festgelegten Kontingenten bekamen die Bergwerke Kleidung und Hygieneartikel aus den von der Deutschen Wehrmacht besetzten Staaten zugeteilt. Der Verein für Bergbauliche Interessen bot seinen Zechen beispielsweise am 5. August 1941 Seife und Tuche als Fertig- und Meterware an. Das Landwirtschaftsamt Düsseldorf organisierte diese Aktion. Die Stoffe wur-



Abb. 2: Werbung der Firma Mollerus, um 1950-1970. (Ruhr Museum, © Foto: Christoph Sebastian)

den in Hallen auf der Zeche Zollverein 4/11 in Essen-Katernberg eingelagert. Die Bergleute konnten die Materialien dort ohne Bezugschein und Kleiderkarte erwerben. Zu wenig an Stoff war insgesamt für die zivile Wirtschaft vorhanden, da dem Militär Priorität eingeräumt wurde.

Am Ende des Zweiten Weltkriegs war Kleidung und Schuhe Mangelware. Die Zechenleitungen konnten ihren Belegschaften zu wenige Materialien zur Verfügung stellen, sodass die Bergleute selber die entsprechenden Teile kaufen mussten. Zudem kam es beim Betriebsablauf der Bergwerke deshalb zu Engpässen, da so viele junge Bergleute eingestellt wurden, die neu eingekleidet werden mussten. Die Zeche Caroline in Holzwickede wandte sich 1947 an die Versorgungszentrale des Deutschen Bergbaus mit der Bitte, um eine zusätzliche Erstattung von Arbeitskleidung und -schuhe für ihre Bergschüler. In der Zwischenzeit musste die Zechenleitung die Auslieferung der Kleidung für die anderen Belegschaftsmitglieder nach hinten verschieben: „Ein großer Teil unserer Hauer bestürmt uns zur Zeit wegen der Gestellung von Arbeitszeug und Schuhen. Wir fügen eine vom Arbeitsamt Unna bestätigte Liste der erstmalig im Bergbau Angelegen bei, die wir vollständig bekleiden mußten und bitten, uns für die verausgabten Bekleidungsstücke eine entsprechende Menge Hosen, Hemden, Jacken und Schuhe zu vergüten.“

Der Bergmann war auch in der Nachkriegszeit weiterhin für die Reinigung und Instandhaltung seiner Arbeitskleidung verantwortlich. Eine Ausnahme lag dann vor, wenn die Bergleute in den werkseigenen Erholungsheimen untergebracht waren. Dort bekamen sie ihre (zivile) Kleidung gewaschen. Der Waschdienst lag beim Erholungsheim Asel am Edersee bei der Gelsenkirchener Großwäscherei Mollerus, die für den Industrieverband Bergbaubezirk V Gelsenkirchen-Buer die Kleidung wusch. Allerdings kam es zwischen der Wäscherei und dem Auftraggeber 1947 zu einer massiven Auseinandersetzung, da die Wäsche verschwunden war und die Forderung nach Regress gegenüber dem Gelsenkirchener Unternehmen im Raum stand. (Abb. 2)

Im normalen Schichtbetrieb im Ruhrgebiet war der Bergmann für die Reinigung seiner Kleidung zuständig. In den meisten Fällen lagen diese Aufgaben bei seinen Familienangehörigen. Häufig waren es Ehefrauen, Mütter oder Schwestern, die die äußerst anstrengende Arbeit des Waschens übernahmen. Eine Gladbecker Bergarbeiterfrau (B. H., Jahrgang 1935) schilderte in einem Interview ihren Alltag, wenn es darum ging, die Kleidung ihres Mannes zu reinigen. Sie erhielt die schmutzige Wäsche – wenn er Tagschicht hatte – am Samstagmorgen gegen 11 Uhr. Bis zu seinem nächsten Einfahren auf der Zeche, am Montagmorgen, musste sie gereinigt und getrocknet sein. Sie säuberte die Kleidung mit Seifenlauge und Schrubber in der Waschküche. Die eingeseiften Stücke bezeichnete sie als

„Zeug“: „Da wird das Waschbrett in die Wanne gestellt und da unten ist die Lauge in der Wanne und da liegt das Zeug und dann nehmen Sie das und immer schön auf dem Waschbrett so gerubbelt. Da sind ja diese Wellen drauf. [...] Das geht, und wenn es dann nicht geht, dann nehmen Sie auch so eine große Bürste und dann kommt das auch auf das Waschbrett und dann rubbeln Sie noch mit der Bürste, scheuern noch so ein bisschen. [...] Entscheidend ist das Rubbeln. Sie können dieses dunkle Zeug ja nicht bei wer weiß was für eine Hitze waschen.“ (Abb. 3) Die fettthaltige Kohle saß tief im Stoff und musste mit Waschmitteln herausgelöst werden. Im Ruhrgebiet gab es zahlreiche Hersteller, die ihre Waschmittel entsprechend mit dem Hinweis auf Arbeitskleidung und hier besonders auf den Bergbau, bewarben. Neben der Wäsche fielen als Arbeit zu Hause das Flickern und Nähen der Arbeitskleidung an. Die Textilien waren durch die Maloche der Bergleute im Stolten und Streb überdurchschnittlich belastet und verschmutzt. Die Risse und Löcher in Jacken und Hosen mussten genäht werden. Ohne die Unterstützung durch Familienangehörige blieb Bergleute nur die Wahl, entweder selber Hand anzulegen oder sich solche Leistungen einzukaufen. Ledige Bergleute (Kostgänger) konnten bei der Anmietung ihres Bettes (Zimmers) in einem anderen Bergarbeiterhaushalt (Kost und Logis) auch den Service des Waschens und Flickens ihrer Kleidung einkaufen. Die Praxis, dass der Bergmann für die Reinigung und Instandhaltung seiner Kleidung verantwortlich

Abb. 3: Inszenierung einer Wäsche in einem Bergarbeiterhaushalt im LWL-Industriemuseum Dortmund, 2019. (© Foto: Axel Heimsoth)







Abb. 4: Werbung der Firma Henko, um 1930-1950. (Ruhr Museum, © Foto: Christoph Sebastian)

war, änderte sich erst grundlegend mit der Gründung der Ruhrkohle AG (1968). (Abb. 4)

### Neustrukturierung

Der Steinkohlenbergbau in der Bundesrepublik Deutschland wurde mit der Gründung der Ruhrkohle AG (RAG) 1968 neu strukturiert. Eine große Zahl von Bergwerken schloss sich zu einem riesigen Unternehmen zusammen. In diesem wurden die Arbeitsabläufe der Belegschaften zentralisiert und die damit verbundene Versorgung der 168.400 Mitarbeiter (1972) neu organisiert. Dies betraf auch die Versorgung der Bergleute mit Kleidung, was das Reinigen miteinschloss. Solch ein Service war in einigen wenigen Unternehmen schon zuvor eingeführt worden. In Dortmund hatten die Zechen Minister Stein und Hansa eigene Wäschereien zum Reinigen der Kleidung für Teile ihrer Belegschaft. Auf Hansa nahmen allerdings nur fünfzehn Prozent der Männer die Leistung in Anspruch. Ein Grund dafür wird gewesen sein, dass die Belegschaft für diese zahlen musste. Es war also günstiger, selber zu Hause zu waschen – oder für sich waschen zu lassen.

Mit der Gründung der RAG stellte sich die Frage nicht mehr, ob man selber für das Reinigen verantwortlich war. Das Unternehmen handelte mit der Gewerkschaft IGBE 1969 die wöchentliche Reinigung der Bergarbeiterkleidung aus. Grundlage der Vereinbarungen zur Arbeitskleidung waren die Ergebnisse der Verhandlungen vom 28. Oktober 1969 auf Schloss

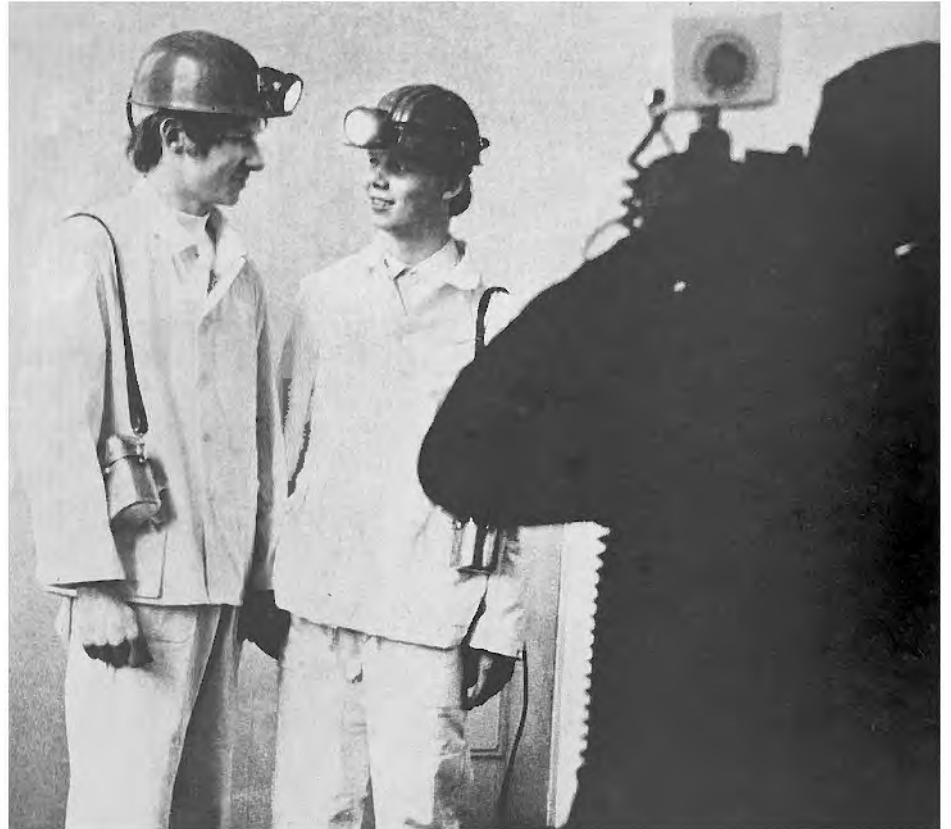


Abb. 5: Fototermin mit zwei neu eingekleideten Bergleuten, 1970. (Zeitschrift Ruhrkohle, 3/1970)

Hugenpoet in Essen. Arbeitgeber und Gewerkschaften interpretierten diese im Nachhinein allerdings unterschiedlich. Aus Sicht des IGBE-Vertreters sei zwar von Grubenkleidung gesprochen worden, „[...] damit [sei] aber die Arbeitskleidung ganz allgemein, also auch für Arbeitnehmer im Übertagebereich gemeint gewesen [...]. Unter Arbeitskleidung versteht man die jeweils typische Berufskleidung, wie Arbeitsanzug, Schuhe, Socken, Unterwäsche, Hemd, Halstuch [...] Helm.“ Weiterhin würden aus Sicht der Gewerkschaften die Kittel für Arbeiter und Angestellte, die diese gewöhnlich trügen, als Arbeitskleidung zählen. Nicht nur eine, sondern zwei Arbeitsgarnituren sollten zur Erstausrüstung gehören. Die Unternehmensvertreter (UVR) sahen die Ergebnisse der Gespräche auf Schloss Hugenpoet in weiten Teilen anders und versuchten den Umfang der Leistungen zu mindern. Sie verfassten ein „Ergebnisprotokoll über eine Besprechung des Paritätischen Arbeitskreises ‚Grubenkleidung‘“: „Die UVR-Vertreter hielten entgegen, dass in den Gesprächen auf Hugenpoet nur von einmaliger jährlicher Gestellung von Grubenzeug gesprochen worden sei. Unter Grubenzeug werde allgemein nur der Grubenanzug verstanden. Allenfalls könne noch überlegt werden, ob aus Sicherheitsgründen Schuhe und Helm dazugehörten. Während die Arbeitnehmerseite zur Frage des Waschens und Flickens die Meinung

vertrat, dass ein zeitlicher Rhythmus von einer Woche nötig sei, vertrat die Arbeitgeberseite den Standpunkt, dass aus betrieblicher Erfahrung eine Zeitspanne von vier Wochen üblich sei.“

Im Tarifvertrag des rheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbaus von 1970 wurde dann festgelegt, dass Socken, Halstücher, Taschentücher und Arbeitshemden den Untertagearbeitern zu liefern seien. Die Übertagearbeiter waren von diesen Leistungen ausgeschlossen, was sich aber in den folgenden Jahren ändern sollte. Nun war die RAG und nicht mehr der Bergmann für das Waschen verantwortlich. Das Unternehmen berechnete 1969 für die Anschaffung von zwei Arbeitsanzügen, zwei Paar Schuhen und ihrer vierzehntägigen Reinigung und Reparatur Kosten von jährlich 170 DM. In der Summe kam das Unternehmen bei den 110.000 unter Tage beschäftigten Bergleuten (1969) auf Mehrkosten von 18,8 Mio. DM. Für diese umfangreichen Aufgaben war eine Reihe von organisatorischen Problemen innerhalb der RAG zu lösen. (Abb. 5)

### Organisation

Im Tarifvertrag der RAG waren die Leistungen in Bezug auf die Reinigung festgehalten: „Die Arbeitskleidung wird, soweit erforderlich,



Abb. 6: Zeitschriftenbeitrag „Schmutzige Wäsche“, 1970. (Zeitschrift Ruhrkohle, 2/1970)

alle zwei Wochen, sonst in größeren Abständen kostenlos gewaschen. Der Arbeitsanzug wird ausgebessert, wenn dies notwendig und nach fachgerechter Beurteilung sinnvoll ist.“ Auf den einzelnen Zechen wurden Materiallager eingerichtet. Die Bergleute gaben den dreckigen Püngel (Wäsche) dort ab und bekamen ihn sauber zurück. Die Zechen mussten die Reinigung der Hunderte von Kleidungsstücken täglich organisieren. Sie mussten Großwäschereien finden, die entsprechend große Mengen an Textilien in kurzer Zeit waschen und zudem löchrige Teile ausbessern konnten. Die Bergbau AG Westfalen der RAG trat am 26. Januar 1970 in Verhandlungen mit einer Reihe von Großwäschereien. „Die für jede Anlage günstige und

zweckmäßigste Form von Abgabe und Annahme der Berufsbekleidung wird mit den einzelnen Werksdirektionen, unter Hinzuziehung des Betriebsrates und, wenn notwendig, auch mit der zuständigen Bauabteilung festgelegt, sobald die in Frage kommenden Wäschereien feststehen.“

Die Kleidung blieb Eigentum des Unternehmens und wurde alle zwei Wochen – die zeitlichen Abstände konnten auch größer sein – kostenlos gewaschen. Anspruch auf die Gestellung von Arbeitskleidung hatten zum einen Untertagearbeiter und diejenigen Übertagearbeiter, die „üblicherweise typische Arbeitskleidung tragen, d. h. denen aus diesem Grunde ein Arbeitsanzug gestellt wird.“ Seine Haltbar-



Abb. 7: Bergleute geben ihren Wäschesack ab, 1970. (Zeitschrift Ruhrkohle, 2/1970)

keit wurde auf ein halbes Jahr für den Untertagebereich und auf den doppelten Zeitraum für den Übertagebereich festgesetzt. Im Laufe des Jahres 1970 gab die BAG Westfalen 2.000 Anzüge und 3.200 Paar Arbeitsschuhe mehr aus als an Belegschaftsmitgliedern vorhanden war. In einem eigenen Rundschreiben wurde zudem die Sonderkleidung für Fahrer, Eisenbahnarbeiter und Schachtarbeiter geregelt. Für diese Gruppen wurde rückwirkend zum 1. Januar 1970 ein Zuschuss zur privaten Reinigung von 2 DM (24 DM jährlich) mit dem Lohn vergütet. (Abb. 6)

Die dreckige Kleidung gab der Bergmann in einem Wäschesack oder einem Netz ab. Der Püngel war mit einer Markennummer versehen und damit personalisiert. So war sichergestellt, dass ein jeder sein „eigenes Zeug“ zurückbekam. In den ersten Jahren der Umstrukturierung gab es allerdings noch Anlaufschwierigkeiten. Es kam vor, dass die saubere Arbeitskleidung nicht rechtzeitig vom Wäschedienst zurückkam. So ging 1972 ein Bergmann nach Schichtbeginn wieder nach Hause, da er seinen Püngel nicht an der Kleiderausgabe vorfand. Dieser war nicht rechtzeitig von der Wäscherei zurückgekommen. Da er ohne Arbeitskleidung nicht einfahren konnte, verlangte er nun von der Zeche Heinrich Robert in Hamm die Bezahlung einer vollen Schicht, was die Werksleitung ablehnte. Sie wies darauf hin, dass es sich hierbei rechtlich um „betrieblich notwendige Gründe“ handele, warum er nicht habe einfahren können. Man sei bereit, die Hälfte des Schichtdienstes zu bezahlen. Für die Zukunft sei geregelt, dass im Betrieb in gewissem Umfang Ersatzkleidung vorhanden sein werde. (Abb. 7)



Abb. 8: Zeitschriftenbeitrag „Wäschediens t versorgt jetzt alle“, 1970. (Zeitschrift Ruhrkohle, 6/1971)

### Standardisierung und Perfektionierung

Für das Jahr 1974 berechnete die RAG die Kosten für die Gestellung der Arbeitskleidung mit 87 DM. Hinzu kamen 64 DM an Waschkosten. Diesen Service nahmen 80 % der Beschäftigten in Anspruch. Zusätzlich fielen noch Kosten für die allgemeine Einrichtung des „Kleidungs- und Wäschediens t“ in Höhe von 3 Mio. DM an. 1975 hielt die RAG fest: „Insgesamt sind im vergangenen Jahr Kosten in Höhe von 22 Mio. DM angefallen; bei 147.000 Beschäftigten der RAG beliefen sich die Kosten auf durchschnittlich 150 DM. Zu den weiteren innerbetrieblichen Maßnahmen zählte 1976 die Einführung eines Werksnormverzeichnisses. So wurde zentral die Beschaffung der Kleidung und Ausrüstungsgegenstände für die Zechenbelegschaften organisiert. Ein weiterer Schritt auf dem Feld der Qualitätsverbesserung war in den 1980er Jahren die Einführung von Normierungsmaßnahmen für Kleidung. Laut der DIN-Norm 23341 („Bekleidung für den Bergbau, Zweiteilige Arbeitsanzüge“) sollte der Arbeitsanzug den Bergmann vor leichten äußeren mechanischen Einwirkungen schützen. (Abb. 8)

Die Ausrüstung für den Bergbau wurde über Jahrzehnte weiter optimiert. Anstelle der Arbeitsjacke mit einer zweireihigen Knopfleiste wurde nun eine einreihige mit verdeckter Leiste vorgeschrieben. So sollte bei Arbeiten unter Tage in Bauchlage das Abreißen der Knöpfe verhindert werden. Auch das Grubenhemd erfuhr über die Jahre Modifizierungen, vor allem in Bezug auf das verwendete Material. Es bestand nun ausschließlich aus reiner Baumwolle, einem Stoff, welcher sich nicht statisch auflädt. Die Grubenhemden waren Ende der 1950er Jahre im deutschen Steinkohlenbergbau eingeführt worden; sie sind farblich in blauweiß gehalten, entlehnt aus den alten Berufszweigen der Seeleute und Metzger. Zuvor hatten Bergleute noch eigene Nylonhemden getragen, bei denen die Gefahr einer Entladung untertage bestand. Dank der Normierungsmaßnahmen (DIN-Normen) beim Einkauf wurde die Qualität der Bekleidung erhöht.

Privat stand es Bergleuten offen, ihre abgetragene Kleidung weiter zu nutzen oder sie an Familienmitglieder weiterzugeben. Sicherlich werden in einem größeren Umfang diese Kleidungsstücke im Ruhrgebiet getragen wor-

den sein. Mit der Umstrukturierung des Systems „Reinigung der Kleidung durch das Unternehmen“ standen viele Familienangehörige – und hier besonders die Frauen – zum ersten Mal für den Arbeitsmarkt zur Verfügung. Denn mit dem Ende der wöchentlichen Aufgabe, die Bergarbeiterkleidung zu waschen, konnten sie sich selber um Aus- und Weiterbildung oder um eine tariflich bezahlte Anstellung bemühen. Im Bergbau selber fingen immer mehr Frauen als Beschäftigte an. 1977 waren etwa 10.000 in unterschiedlichen Funktionen über Tage in Lohn und Brot. Bei ihnen wie auch bei den Bergleuten, die nicht unter Tage arbeiteten, stellte sich nun die Frage, ob auch ihnen Arbeitskleidung und wenn ja welche zustand.

Die RAG und die Gewerkschaften definierten seit 1969 in mehreren Verhandlungsrunden immer präziser, was unter Arbeitskleidung zu verstehen sei und wem sie zustehe. Welches Maß an Planung und Organisation auf dem Feld der Arbeitskleidung entwickelt wurde, wird bei der Zeche Minister Stein in Dortmund deutlich. Viele ihrer Beschäftigten hatten Anspruch auf die Stellung einer speziellen (kostenlosen) Bekleidung: Feuerwehrleute,



Abb. 9: Produkte der Firma Grubenhelden, Essen 2020. (© Foto: Axel Heimsoth)

Mitglieder der Werkkapelle, Anschläger (Wattejacken), Fahrer in offenen Fahrzeugen (Wattejacken), Beschäftigte des Eisenbahnbetriebs und zum Teil Platzarbeiter (Regenschutzmäntel), Pförtner-, Boten und Wachpersonal (entsprechende Ausrüstung), PKW-Fahrer (entsprechende Kleidung), Beschäftigte (weiße Anzüge und Hemden), Beschäftigte in Verbandsstuben (Kittel) sowie Kesselhausreiniger und Laborarbeiter (Schutzkleidung, Schutzhelme). Für die RAG stellte sich die Frage, ob weiteren Gruppen ebenfalls eine spezielle Arbeitskleidung zustehen sollte. Sie stellten diese für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Grubenrettungswesen, in Markscheidereien, Zeichenbüros, Laboren, Magazinen, Betriebsbüros, Baubüros, Lohn- und Belegschaftsbüros, im Versandwesen, in Küchenbetrieben sowie ihren Reinigungskräften zur Verfügung. Im Manteltarifvertrag für die Arbeiter des rheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbaus wurde am 30. April 1980 der Paragraph 86 aufgenommen: „Arbeiter erhalten, soweit sie üblicherweise typische Arbeitskleidung tragen, kostenlos bis zu einem Arbeitsanzug/Arbeitskittel und erforderlichenfalls ein Paar Arbeitsschuhe (gegebenenfalls Unfallverhütungsschuhe) je Jahr sowie einen Schutzhelm. Gehört zur typischen Ar-

beitskleidung auch die Unterwäsche, so werden für den gleichen Zeitraum ein Hemd und eine Unterhose, bei Arbeiten an heißen Betriebspunkten zusätzlich ein Schweißhemd zur Verfügung gestellt. Die Arbeitskleidung bleibt Eigentum des Unternehmens.“

### Umbrüche

Mit dem Ende des Steinkohlenbergbaus 2018 in Deutschland endete auch das System der Versorgung und Materialausgabe von Seiten der RAG. Die Zuteilung spezieller Berufsbekleidung – sei es für Bergleute unter Tage, für Anschläger oder Reinigungskräfte – findet nicht mehr statt. Die alten Kleidungsstücke werden wohl noch in ihren Haushalten oder der Familienangehörigen zu finden sein. Mit der Zeit werden sie aufgetragen sein. Es wird eine Frage der Zeit sein, wann die letzten Textilien und Arbeitsschuhe aus dem Bergbau verschlissen und entsorgt worden sein werden. (Abb. 9) Das Thema „Bergarbeiterkleidung“ greifen heutzutage Firmen mit eigenen Modelabels auf. Das 2016 gegründete Gladbecker Unternehmen „Grubenhelden“ wirbt mit dem tief verwurzelten Bewusstsein im Ruhrgebiet für die

Bedeutung des Bergbaus: „Mit unserer Mode möchten wir die Werte dieser Generationen bewahren und im wahrsten Sinne des Wortes weitertragen, hinaus in die Welt.“

Neben der Textilindustrie, die auf die Welt des Bergbaus rekurriert, sind es vor allem die ehemaligen Bergleute selber, welche in ihren Knappenuniformen das Bild von ihrem Berufszweig in der Öffentlichkeit prägen. Sie sind in Vereinen organisiert und nehmen in ihren Uniformen und Schachthütten an Festen und Feiern teil. Die uniformierten ehemaligen Bergleute bestimmen und prägen unsere Erinnerung an den Bergbau, dessen Traditionen so sichtbar bleiben werden. Was seit dem Ende des Steinkohlenbergbaus in Deutschland verschwunden ist, ist der Arbeitsalltag der Männer und Frauen unter und über Tage selber. Nicht mehr die Art ihrer Arbeitskleidung, sondern wie an ihr Trageverhalten, die Organisation der Beschaffung und Reinigung und die damit verbundenen gesellschaftlichen Implikationen erinnert werden, sollte im Fokus der kommenden Betrachtung stehen. So wird die „merk-würdige“ Welt des Bergbaus kommenden Generationen verständlich bleiben.

*Dr. Axel Heimsoth, Essen*